

Besprechungen = Comptes rendus

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire**

Band (Jahr): **8 (2001)**

Heft 2

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

LITERATUR ZUM THEMA COMPTES RENDUS THEMATIQUES

PHILIPPE ROQUEPLO ENTRE SAVOIR ET DECISION L'EXPERTISE SCIENTIFIQUE

INRA EDITIONS, VERSAILLES 1997, 110 S.,
CA. FR. 9.–

Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die sich als Experten betätigen, bewegen sich in einer Grauzone. Sie vermitteln nicht einfach ihr in der Forschungstätigkeit erarbeitetes Wissen, sondern sie beantworten Fragen, die ihnen von der Gesellschaft, namentlich der Politik, gestellt werden. Dies ist eine heikle Angelegenheit, denn die Antworten dienen dazu, Entscheide vorzustrukturieren, die oft weitreichende Implikationen haben. Beispiele sind Waldsterben, Rinderwahnsinn oder Treibhauseffekt.

Der Autor des besprochenen Buches, Philippe Roqueplo, nennt mehrere Merkmale, welche die Expertentätigkeit kennzeichnen und die sich klar von der wissenschaftlichen Arbeit unterscheiden. Erstens haben die Experten die zu beantwortenden Fragen nicht selber ausgesucht. Zweitens gehen die Probleme meist weit über das eigene Fachgebiet hinaus. Drittes Charakteristikum ist meist ein enormer Zeitdruck, da Expertise gewöhnlich im Krisenfall, wenn schnelles Handeln angesagt ist, in Anspruch genommen wird.

Roqueplo (Jahrgang 1926) gilt in Frankreich als Pionier der Analyse der wissenschaftlichen Expertise. Im Laufe seiner Karriere lehrte er Wissenschaftsphilosophie, war im französischen Umweltministerium tätig und leitete das renommierte Centre National de la Recherche Scientifique (CNRS). Er verfügt

also über jene *transgressive competence*, welche die Wissenschaftsforscherin Helga Nowotny als konstitutiv für die Tätigkeit des Experten ansieht. Die Publikation umfasst die Wiedergabe eines Konferenzbeitrags und der nachfolgenden Diskussion.

Zuerst geht Roqueplo auf den Charakter der wissenschaftlichen Expertise ein. Im Zentrum stehen die Anbindung an einen gesellschaftlichen Entscheidungsprozess und der spezielle Status, der dem Expertenwissen zukommt. Er illustriert den Zwiespalt, in den die Wissenschaftler durch die Expertentätigkeit geraten, am Beispiel eines Gesprächs aus dem Jahre 1985 zwischen dem französischen Premierminister und einem Forstwissenschaftler. (17) Der Politiker fragt, ob der Wald denn nun krank sei und woran das liege. Darauf antwortet der Forscher äusserst zurückhaltend: Es gebe Zeichen dafür und dagegen, aber die Wissenschaft sei sich nicht einig. Darauf insistiert der Politiker, er brauche aber die Information, denn er müsse Massnahmen in die Wege leiten. Wieder windet sich der Wissenschaftler: «La science ne m'autorise pas à prétendre vous donner cette connaissance.» Der Premierminister bittet ihn dann, wenigstens seine persönliche Meinung zum Problem zu äussern. Und jetzt legt der Forscher los. Das sei etwas ganz anderes. Klar sei der Wald seiner Meinung nach krank und daran schuld sei zu einem guten Teil die Luftverschmutzung.

Das Dilemma ist offensichtlich. Die erste Frage überforderte den Forscher, der gewissermassen einen wissenschaftlichen Konsens hätte wiedergeben müssen, den es nicht gibt. Die letzte Frage dagegen ähnelte der Situation an einem Kollo-

quium, wo er sich über ein eng begrenztes Fachgebiet äussert, überzeugt von der Richtigkeit seiner Aussagen, aber im Bewusstsein von deren prinzipieller Anfechtbarkeit. Roqueplo weist darauf hin, dass sich die Wissenschaftler dieser Situation in Zukunft vermehrt werden stellen müssen. Sie müssen in der Lage sein, der Gesellschaft, im Speziellen der Politik, Antworten auf drängende Fragen zu liefern.

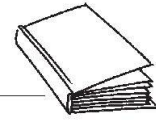
Er belässt es nicht bei der Analyse, sondern fordert die Betroffenen auf, sich auf diese Situation vorzubereiten. Zweierlei steht dabei im Vordergrund. Einerseits beschränkt sich das Wissen über einen bestimmten Sachverhalt wie etwa BSE nicht auf eine einzige Disziplin, es ist «pluridisziplinär». Es muss zusammengetragen und «interdisziplinär» verarbeitet werden. Roqueplo plädiert für die Schaffung von *collèges pluridisciplinaires*, in denen sich anerkannte Wissenschaftler aus verschiedenen Fachgebieten zusammenfinden, um eine interdisziplinäre Reflexion über möglichst alle Aspekte eines Problems zu führen. Diese Kollegien sollten nicht ad hoc, sondern auf kontinuierlicher Basis eingerichtet werden, und sie sollten ihre Schlussfolgerungen öffentlich machen, auch und gerade wenn in einem Gebiet noch *zones d'ignorance* bestehen. Die Institutionalisierung solcher Arbeitsgruppen würde den Zeithorizont vergrössern und damit weniger anfällig machen für die Gefahren, die sich aus dem oft vorherrschenden Zeitdruck ergeben. Die zweite Forderung besteht darin, dass die Wissenschaftler (und hier appelliert er an die Verantwortung der bestehenden Forschungseinrichtungen) sich auf Situationen vorbereiten, in denen ihre Expertise gefragt sein könnte, dass sich die Mitglieder der genannten *collèges*, dies streicht er heraus, auch mit den politischen Optionen befassen, die sich aus ihren Schlussfolgerungen ergeben. Dass sie sich dadurch der Kritik

aussetzen, hält er für unbedingt notwendig. Nur so eröffneten sich «öffentliche Räume der Expertise», die der politischen Debatte als Grundlage dienen können.

In *Entre savoir et décision* wird auch die Diskussion im Anschluss an das Referat wiedergegeben. Darin äussert sich Roqueplo etwa zur Frage des Nutzens von Konsenskonferenzen, in denen sich Experten der Diskussion mit Bürgerinnen und Bürgern stellen, die am Ende des Verfahrens einen Bericht, gewissermassen eine «Laien-Expertise», ausarbeiten. Den grössten Gewinn in solchen Veranstaltungen sieht er in der Konfrontation von Expertenwissen und sozialen Werten. Im Weiteren weist er den Gedanken zurück, dass Experte ein Beruf werden könnte. Zu gross sei die Gefahr, dass sich professionelle Experten von der Wissenschaftsgemeinschaft entfernen. Expertise werde eher ein Teilaspekt der Forschungstätigkeit bleiben.

Zum Schluss äussert er sich noch zur Verbindung von Expertise und Politik. So kritisiert er scharf die zentralistische Politik in Frankreich, die im Gegensatz zu föderalistischen Systemen wie in Deutschland den Widerstreit verschiedener Meinungen behindere. Er weist auch auf die Schwierigkeiten hin, im Rahmen von Expertisen die notwendigen politischen Massnahmen gleich mitzuliefern. Die meisten Expertisen hätten eher den Charakter von Warnungen (*expertise-alerte*), nicht von Handlungsanweisungen (*expertise opérationnelle*), da letzteres einen viel grösseren Aufwand erfordere, der aber bei drängenden Problemen geleistet werden müsse.

Entre savoir et décision ist keine systematische wissenschaftliche Abhandlung und kommt als Wiedergabe eines Referats und einer Diskussion da und dort etwas anekdotisch daher. Dies erhöht wiederum die Lesbarkeit und macht das schmale Bändchen (112 Seiten) zu einem anregen-



den Einstieg in ein Gebiet, das in den letzten Jahren eine ungeheure Flut von Publikationen hervorgebracht hat: die Frage nach dem Platz der Wissenschaft in der Gesellschaft, nach der Anbindung ihrer Erkenntnisse an (politische) Entscheidungen und nach der Rolle derjenigen, die als Experten die heikle Gratwanderung zwischen Theorie und Praxis auf sich nehmen. Roqueplo gibt darauf keine definitiven Antworten, aber, vor dem Hintergrund seiner einschlägigen Erfahrungen, wertvolle Denkanstöße.

Thomas Oegerli (Zürich)

EXPERTENWISSEN IN DER AKTUELLEN WISSENSCHAFTS- UND TECHNIKFORSCHUNG

BETTINA HEINTZ
DIE INNENWELT DER MATHEMATIK ZUR KULTUR UND PRAXIS EINER BEWEISENDEN DISZIPLIN

SPRINGER, WIEN 2000, 318 S., FR. 61.–

STEVEN EPSTEIN
IMPURE SCIENCE AIDS, ACTIVISM, AND THE POLITICS OF KNOWLEDGE

UNIVERSITY OF CALIFORNIA PRESS, BERKELEY 1996,
PAPERBACK 1998, 480 S., \$ 16.15

VOLOLONA RABEHARISOA,
MICHEL CALLON
LE POUVOIR DES MALADES L'ASSOCIATION FRANÇAISE CONTRE LES MYOPATHIES ET LA RECHERCHE

LES PRESSES DE L'ÉCOLE DES MINES, PARIS 1999,
200 S., FF 228.–

In den stürmischen Zeiten von BSE, Genfood und Elektrosmog haben Experten in Wissenschaft und Gesellschaft keinen leichten Stand mehr. Aus sozialwissenschaftlicher Sicht überrascht dieses aktu-

elle Phänomen kaum. Der Begriff des Experten in seiner traditionellen Form gehört in den Sozialwissenschaften, nicht zuletzt den historischen, seit bald zwei Jahrzehnten der Vergangenheit an. Dazu beigetragen haben zum einen die sozialwissenschaftlichen Risikodebatten, die in den 1980er-Jahren einsetzten und letztlich in eine grundsätzliche Kritik an der Legitimität wissenschaftlicher Expertise mündeten. Fast zeitgleich haben zum andern die konstruktivistischen *science and technology studies* begonnen, den wissenschaftlichen Objektivitätsanspruch, und damit verbunden den sozialen Status des Experten, nachhaltig zu entzaubern. Ein entsprechendes Forschungsnetzwerk ist in den 1990er-Jahren auch in der Schweiz entstanden (vgl. www.sts.unige.ch).

Mit dem Tod des Experten als sozialer Institution verbindet sich allerdings eine neue, ungelöste Fragestellung. Wenn die traditionelle Autorität der Expertenfigur wegfällt, wie soll Expertenwissen dann alternativ legitimiert werden? Dieser Trend weg vom Problem des Experten hin zur Frage der Expertise spiegelt sich auch in der aktuellen Wissenschafts- und Technikforschung. Die konstruktivistischen Ansätze der *science and technology studies* haben sich in den vergangenen zwei Jahrzehnten erfolgreich darauf konzentriert, die Figur des Experten vom Sockel zu stossen. Heute steht die Disziplin jedoch vor dem Phänomen, dass wissenschaftliche Expertise auch ohne das Charisma des Weissen Kittels weiterhin gesellschaftlich gefragt ist. Wie könnte also eine alternativ begründete Expertise aussehen? Mit diesem Problem beschäftigen sich eine Reihe aktueller Studien der Wissenschafts- und Technikforschung, von denen drei hier näher vorgestellt werden.

Beispielhaft für den Übergang zwischen den Fragen der «klassischen» konstruktivistischen Wissenschafts- und Technikforschung und einer «postkonst-

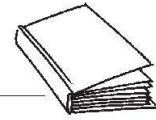
ruktivistischen» Problemstellung steht die Habilitationsschrift von *Bettina Heintz*. Ihr Buch über *Die Innenwelt der Mathematik* folgt einer einfachen Frage: Gibt es eine soziale Konstruktion der Mathematik? Heintz antwortet mit Ja und Nein zugleich. Die Untersuchung verläuft zur einen Hälfte als klassische konstruktivistische Laborstudie: die Materialbasis lieferte eine mehrmonatige teilnehmende Beobachtung am Max-Planck-Institut für Mathematik in Bonn. Das Ergebnis der Mathematik-Laborstudie weicht allerdings entscheidend von den Schlussfolgerungen vergleichbarer Untersuchungen ab. Die theoretische Mathematik, so Heintz, bietet keinen Ansatzpunkt für eine soziologische Analyse (274). Es gibt kaum Hinweise darauf, dass die Modelle der theoretischen Mathematik vom sozialen und institutionellen Entstehungskontext mitgeprägt – sprich sozial kontingent – wären. Das Beispiel der Mathematik zeigt im Gegenteil, dass auch der Laborstudienansatz seine Grenzen hat. Dies hat zwei Gründe. Zum einen ist der Formalisierungsgrad der theoretischen Mathematik derart hoch, dass es in der jüngeren Disziplinengeschichte zu keinen paradigmatischen Kontroversen mehr gekommen ist – Kontroversen, in denen die Kontextabhängigkeit des Wissens greifbar würde. Zudem entspricht die Sozialstruktur der theoretischen Mathematik nicht der klassischen Laborgemeinschaft: nicht langfristige Forschungskoperationen, sondern flüchtige Kontakte zwischen sonst unabhängigen Forscherinnen und Forschern prägen das Feld.

Doch die Arbeit von Heintz ist alles andere als ein Schwanengesang auf die konstruktivistische Wissenschafts- und Technikforschung. Ihre kritische Bilanz des Laborstudienansatzes ist vielmehr der Auftakt für den zweiten Teil des Arguments, der sehr wohl eine soziale Kontin-

guit, allerdings in einem neuen, «post-konstruktivistischen» Sinn. In einem längeren Schlusskapitel entwirft Heintz eine mehr historische denn soziologische Interpretation. Sie deutet darin den Aufstieg der theoretischen Mathematik seit Mitte des 19. Jahrhunderts als Korrelat der Entwicklung der Mathematik im Allgemeinen, die wie kaum eine andere Wissenschaft sich in eine Vielzahl unabhängiger Subdisziplinen aufspaltete und dadurch einen gesteigerten Integrationsbedarf davontrug. Mit Bezug auf begriffliche Modelle von Niklas Luhmann und Theodore Porter, einem amerikanischen Wissenschaftshistoriker, deutet Heintz die theoretische Mathematik als jene mathematische Subdisziplin, die diesem Integrationsbedarf Genüge tat. Die theoretische Mathematik wird dadurch zum symbolisch generalisierten Kommunikationsmedium und zur Vertrauensstechnologie der modernen Mathematik. (246–272)

Diese Argumentation, die aus dem Labor hinaus in den sozialen und kulturellen Kontext der Fachgeschichte führt, ist über das Beispiel der Mathematik hinaus von Bedeutung. Die Wissenschafts- und Technikforschung ist methodologisch von Studien geprägt, die sich in der Regel mit den klassischen Naturwissenschaften beschäftigen, etwa der Physik oder der Chemie. Heintz' Studie zeigt deutlich, dass sich deren methodisch-theoretische Annahmen nicht unmittelbar auf andere Wissenschaften übertragen lassen, ein Befund, der auch auf die Untersuchung der Sozialwissenschaften oder der medizinischen Disziplinen zu übertragen ist.

An diesem Punkt führen die beiden Untersuchungen von Steven Epstein und von Vololona Rabearisoa und Michel Callon einen Schritt weiter. Beide Arbeiten beschäftigen sich mit Bereichen der medizinischen Forschung, die sozial besonders exponiert sind. Epstein hat die gegenwärtig beste Arbeit innerhalb der



science studies zur Geschichte der Aids-Forschung vorgelegt, und Rabeharisoa und Callon haben in ihrer aussergewöhnlichen Studie die Forschungsaktivitäten der wichtigsten französischen Patientenorganisation, der Französischen Vereinigung gegen die Myopathie, untersucht.

Beide kommen zu einem ähnlichen Schluss: Expertise ist heute nicht mehr dominiert von wissenschaftlichen Experten, sondern konstituiert sich in der Interaktion zwischen Laien- und Wissenschaftsinstitutionen. Steven Epstein konzentriert sich in seinem voluminösen Buch *Impure Science* auf die Aids-Forschung in den USA seit den 1980er-Jahren. Seine These ist, dass der Aids-Fall einen paradigmatischen Umbruch in der medizinischen Forschung darstellt: zum ersten Mal in der Medizingeschichte hat eine Gruppe von Laien den Verlauf der biomedizinischen Forschung aktiv und entscheidend mitgestaltet, und zwar sowohl die Kausalitätshypothesen des HIV-Modells wie die Entwicklung therapeutischer Behandlungsformen, vor allem durch aktive Teilnahme an den klinischen Versuchsgruppen. Hinter dieser Laiengruppe verbirgt sich eine heterogene Vielzahl von Gruppen der Schwulenbewegung, der Bewegung der Hämophilen und Teilen der Frauenbewegung. Epstein spricht von einer «alternativen Basis des Expertenwissens», die nicht nur den Charakter der medizinischen Forschung, sondern auch das Wissenschaftsverständnis der Basisgruppen fundamental verändert hat. Entscheidend für den Einfluss der Basisgruppen war, dass die Legitimität der Aids-Forschung nicht allein durch den wissenschaftlichen Objektivitätsanspruch gesichert war. Entscheidend für die Aids-Forschung war ebenso, über eine soziale Glaubwürdigkeit zu verfügen, vor allem bei den betroffenen Gruppen.

Noch radikaler ist das Beispiel, das Rabeharisoa und Callon in ihrem Buch

Le pouvoir des malades vorstellen. Sie untersuchen darin die fast schon spektakuläre Geschichte der 1958 gegründeten Association française contre les myopathies (AFM, eine Organisation der Opfer degenerativer Muskelschwächen). Die AFM ist eine jener Patientenorganisationen, in denen die Patientinnen und Patienten, beziehungsweise deren Angehörige, die Mehrheit und damit die Entscheidungsmacht in den Leitungsgremien haben. Hinzu kommt, und dies macht dieses Beispiel besonders innovativ, dass die AFM seit den 1980er-Jahren ihr *fund raising* mit grossem Erfolg auf das Fernsehen verlegte und mit ganztägigen Spezi alsendungen, den Téléthons, später Généthons, Spenden in Millionenhöhe aufbrachte. Dieser finanzielle Erfolg versetzte die AFM in die unerwartete Lage, plötzlich eine gewichtige Rolle in der medizinischen Forschung zu spielen. Weil die AFM zudem schon früh auf die Karte der Gentherapie setzte (die Myopathien sind mehrheitlich genetisch bedingt), waren zeitweise ganze biomedizinische Forschungszweige wie etwa das französische Genomprojekt weitgehend von AFM-Geldern getragen. Entsprechend ungewöhnlich und konfliktgeladen gestaltete sich Verhältnis zwischen der AFM, den staatlichen Behörden und der wissenschaftlichen Forschung. Rabeharisoa und Callon schildern in ihrer Arbeit detailliert die Konsequenzen dieser ungewöhnlichen Forschungspolitik: auf der einen Seite praktisch kontinuierliche Konflikte zwischen den AFM-Verantwortlichen, den forschungsbeauftragten Medizinerinnen und Medizinern, sowie den staatlichen Behörden; auf der andern Seite aber auch eine tragfähige Integration aller Beteiligten, gerade als Folge der ungewöhnlichen Konfliktmuster. Das Beispiel des wichtigsten Forschungsanliegens der AFM, der Entwicklung einer Gentherapie gegen die Myopathie, spricht für sich. Im

Gegensatz zur französischen Öffentlichkeit, wo das Thema Gentherapie bis heute mit vielen Unsicherheiten konnotiert ist und ausgesprochen kontrovers diskutiert wird, war das Gentherapieprojekt innerhalb der AFM nie umstritten. Offenbar besitzt die AFM eine Organisationsform, die einen produktiven, jedoch keineswegs unkritischen Umgang mit kontroversen Forschungsprojekten erlaubt. Wissenschaftliche Expertise muss in der AFM kontinuierlich zwischen den beteiligten Instanzen, wissenschaftlichen und Laiengremien, verhandelt werden, wobei die Machtstruktur der AFM garantiert, dass dieser Prozess keine Einbahnkommunikation bleibt. Für Rabearisoa und Callon bildet die AFM deshalb das Modell einer neuen, reflexiven Wissenschaftsorganisation, die letztlich auch einen Ausweg aus der Unberechenbarkeit der aktuellen Risikodebatten verspricht.

Die drei Studien skizzieren damit eine sozialwissenschaftliche Untersuchungsperspektive, die wissenschaftliche Expertise jenseits der traditionellen sozialkonstruktivistischen Kritik analysiert. Sie gehen darin einig, dass Expertise jenseits traditioneller Objektivitätspostulate auf Vertrauensmechanismen beruht, indem soziale Gruppen aus unterschiedlichen Kontexten in einen Kommunikationsprozess integriert werden. Diese Beteiligung von wissenschaftlichen wie Laienakteuren verändert letztlich auch die Expertise selbst. Alle Arbeiten weisen aber ebenso darauf hin, dass Kommunikation nicht in einem herrschaftsfreien Raum stattfindet, dass also die Demokratisierung wissenschaftlicher Expertise nicht ein vorgegebener sondern ein umkämpfter Prozess ist. Weiterhin ist Expertise mit Deutungsmacht verbunden. Zwar stehen sich heute nicht mehr Experten und Laien gegenüber, dafür sind die sozialen Gruppen, die Expertenwissen mitkonstituieren, intern mit neuen Macht- und Herrschafts-

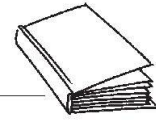
verhältnissen konfrontiert. *L'expert est mort – vive l'expertise!*

Martin Lengwiler (Zürich)

**STEFAN BACHMANN
ZWISCHEN PATRIOTISMUS
UND WISSENSCHAFT
DIE SCHWEIZERISCHEN
NATURSCHUTZPIONIERS
(1900–1938)**

CHRONOS, ZÜRICH 1999, 430 S., 30 ABB., FR. 68.–

Mit seinem Werk «Zwischen Patriotismus und Wissenschaft. Die schweizerischen Naturschutzpioniere (1900–1938)» legt Stefan Bachmann eine sehr detaillierte und trotz kleinerer Mängel lesenswerte Fallstudie zur schweizerischen Naturschutzbewegung vor. Gegenstand der Darstellung ist die 1906 aus der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft heraus entstandene Schweizerische Naturschutzkommission (SNK). Die dem konstruktivistischen Ansatz der Umweltgeschichte verpflichtete Studie thematisiert nicht nur Struktur, Aufgaben und Aktionen der SNK, sondern versucht darüber hinaus, die Mentalitätsstrukturen der Naturschutzbewegung aufzuzeigen. Beschrieben werden daher die Naturvorstellungen sowie das Menschenbild der Naturschützer. Ausserdem analysiert Bachmann die Art und Weise, wie die Wissenschaftler ihre Schutzaktivitäten in der Öffentlichkeit legitimierten. Der Autor interpretiert in diesem Zusammenhang die schweizerische Naturschutzbewegung als eine Spielart der Fortschritts- und Industriekritik. In seiner breit angelegten Darstellung glückt es Bachmann, die Verbindungen zwischen Umweltschutz, Vereinswesen und Patriotismus aufzuzeigen. Ebenso ordnet er die Bewegung in den internationalen Zusammenhang ein. Angesprochen werden die



deutschen Jugendbewegungen im wilhelminischen Zeitalter ebenso wie die Entstehung der Naturparks in den USA. Als Quellengrundlage dient in erster Linie das im Archiv der SNK vorhandene Material.

Das Ergebnis der Studie zeigt, dass die Gründungsmitglieder der SNK fast ausnahmslos dem naturwissenschaftlichen Milieu entstammten. Die SNK war damit ein Produkt führender Wissenschaftler, die sich zur Legitimation ihrer Tätigkeit vor allem auf wissenschaftlich-rationale Argumente beriefen. Als Experten wollten sie der Gesellschaft verbindliche Verhaltensanweisungen geben. Der von dieser Gruppe propagierte Naturschutz stellte die Existenz der Technik in keiner Weise in Frage. Vielmehr strebten die Naturforscher nach einer harmonischen Verbindung von Wissenschaft, Forschung und Technik auf der einen und Natur auf der anderen Seite. Erfolgreich stellt Bachmann heraus, dass die Akteure der SNK als zumeist konservative Bildungsbürger mit elitärem Wissenschaftsverständnis eine bestenfalls präökologische Haltung der Umwelt gegenüber einnahmen. Propagiert wurde ein partieller Schutz der Natur. Die universelle Ausbeutung derselben wurde nicht angezweifelt. Bachmann bezeichnet die Umweltschützer daher als unpolitische Experten.

Teil der Untersuchung ist die Gründung des Schweizerischen Bundes für Naturschutz (SBN) im Jahre 1909. Mit dem SBN wurde der Naturschutz von einem wissenschaftlich-elitären zu einem nationalistisch-populistischen Phänomen. Die Popularisierung des Naturschutzgedankens, so Bachmann, wurde für die elitäre SNK zu einer Bedrohung. Es war jedoch nicht allein die Popularisierung des Naturschutzes, welche die Existenz der Schweizerischen Naturschutzkommission gefährdete. Die endgültige Auflösung der SNK hatte ihre Ursachen in erster Linie in kommissionsinternen Streitigkeiten. Problema-

tisch erwies sich die Akkumulation von Funktionen in den Händen einiger weniger. Da es der Kommission nicht gelang, eine personenunabhängige Organisation zu entwickeln, führten persönliche Querelen 1938 zur Selbstauflösung der SNK.

In den Schlusskapiteln führt der Autor die Leser bis in die 1930er-Jahre. In diesem Zeitraum wurde der Naturschutz in eine gesamtgesellschaftliche Kritik, die sich an den Leitbegriffen Heimat, Volk und Boden orientierte, eingebunden. Bachmann ordnet diese Entwicklung zurecht in den allgemeinen Rahmen der nationalen Bewusstseinsbildung ein. Denn die Aufbau- und Konsolidierungsphase der Naturschutzbewegung fiel in eine Zeit der Suche nach einer neuen schweizerischen Identität. Zwar wurde der neokonservative Nationalismus, der auf den mythischen Grössen Volksgemeinschaft und Schweizertum basierte, während der 1930er-Jahre im Rahmen der Geistigen Landesverteidigung zur amtlich erwünschten Kulturideologie. Dennoch stellt Bachmann heraus, dass die Verbindung von Naturschutz, Heimatschutz und Jugendorganisation mit dem radikal-nationalistischen Konservativismus in der Schweiz nie so eng war wie in Deutschland.

Stefan Bachmanns Buch ist äusserst detailliert, mit überaus vielen Zitaten geschmückt und hat eine teilweise sehr narrative Struktur. Gelegentlich vermisste die Leserin die Einordnung der Einzelbeispiele in den Gesamtzusammenhang. Zugleich wäre es wünschenswert gewesen, die zeitlichen Zäsuren deutlicher herauszustellen. Auf sachlicher Ebene erscheint vor allem die Verwendung des Begriffs «unpolitische Experten» problematisch. Denn wenn sie auch auf die Durchführung von Referenden oder Verbindungen zu Parteien verzichteten, präsentierten die Wissenschaftler als scheinbar unpolitische Experten sehr wohl

Wahrheiten, die politisch wirksam wurden. Ebenso problematisch ist die Gegenüberstellung von Naturschutz- und Heimatschutzbewegung. Gerade am Beispiel der Debatte um die Matterhornbahn weist Bachmann ausdrücklich darauf hin, dass die SNK-Mitglieder zwar mit wissenschaftlichen, aber ebenso – wie die Heimatschützer – mit moralisierenden, ästhetischen und patriotischen Argumenten arbeiteten.

Trotz dieser Mängel und der Tatsache, dass eine breitere Einordnung in die Forschungsdiskussion wünschenswert gewesen wäre, bietet das Werk einen guten Überblick über die Naturschutzbewegung in der Schweiz zwischen 1900 und 1938. Die Strömung wird erfolgreich in den allgemein geistesgeschichtlichen und den internationalen Rahmen eingeordnet. Nicht zuletzt wird, ohne ein Geschichtes der grossen Männer zu schreiben, die zentrale Rolle von Paul Sarasin für die Bewegung deutlich herausgearbeitet.

Yvonne Steif (Würzburg)

**SIBYLLE BRÄNDLI
DER SUPERMARKT IM KOPF
KONSUMKULTUR UND WOHL-
STAND IN DER SCHWEIZ NACH 1945**

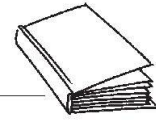
BÖHLAU, WIEN, KÖLN, WEIMAR 2000, 271 S.,
27 ABB., FR. 71.–

In den 1950er- und 1960er-Jahren lernte die Schweiz den «Wohlstand». Die Studie der Baseler Historikerin Sibylle Brändli untersucht die Erziehung des Musterschülers jener Zeit; sie fragt: Wie wurde die Figur des Konsumenten im neuen Wohlstand konstruiert? Das Ergebnis ist ein überaus anregender Beitrag zur Historiografie der Mentalitäten, die im «Goldenen Zeitalter» (Hobsbawm) des westlichen Wirtschafts- und Konsumwunders (um)-geprägt wurden.

Im Zentrum der Untersuchung steht die Einführung von Selbstbedienungsläden durch die Konsumgenossenschaft Migros nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs. Der Prozess wird zunächst nach seiner dinglichen Seite hin analysiert: der Supermarkt einerseits «als öffentlicher Ort und als Zeichensystem», als Bühne des Alltags, auf der Wohlstand in greifbar lockender Fülle inszeniert wurde, und andererseits als foucaultsche «Disziplinarinstitution», die den Körpern wie den Blicken der VerbraucherInnen rationalisierte Bewegungsmuster und Handlungsmöglichkeiten vor- und einschränkte.

An Räume und Leiber schmiegt sich die Diskurse, die den neuen Konsumenten sprachlich produzierten: das Reden über Rationalität und Irrationalität des Verbrauchers, über Legitimität und Manipulationsmacht der Werbung, über das rechte Mass von Bedürfnissen und Genüssen, über Männer und Frauen vis-à-vis der neuen Welt des Einkaufens. Während Brändli diese Diskursregionen als durchaus vielfältige und offene Landschaften rekonstruiert, herrschte unter dem Regime der Ost-West-Konfrontation ein weitgehend gleich gerichtetes Sprechen über Wohlstand als Konstituens einer freiheitlichen und sozial sich homogenisierenden Gesellschaft sowie über Konsum als praktizierte Demokratie.

Beide Fragen, die nach der leiblichen und symbolischen wie die nach der diskursiven Konstruktion des Wohlstandskonsumenten, rücken eine Gruppe von Akteuren ins Blickfeld, welche die Kulturgeschichtsschreibung bisher kaum beachtet hat. Die Originalität von Brändlis Studie liegt ganz wesentlich in dem Ansatz, sich jenen Konstrukteuren der Nachkriegsmoderne zuzuwenden, die zwischen Wissenschaftlichkeit und Alltag vermittelten; in ihrem Feld sind das die Experten der Werbebranche und des Einzelhandels. Mit einer Formulierung von



Paul Rabinow charakterisiert sie diese als *technicians of general ideas*. Diese Männer (Frauen spielten quantitativ keine Rolle) übersetzten ganz praktisch die Normen ökonomischer Rationalisierung und akademischer Bedürfnisforschung in Ladeneinrichtungen, Werbekampagnen, Sachbücher und öffentliche Debatten; deren besondere Qualität lag darin, dass sie traditionelle Einstellungen in den Lebensstil einer, wie Brändli formuliert, «biedereren» Moderne zu überführen vermochten. Die von Gottlieb Duttweiler geleitete Migros hatte nicht zuletzt deshalb Erfolg, weil sie die Verbraucher «väterlich» bei der Hand nahm; sie gab ihnen das Gefühl, sie könnten in diesem Verbund die Chancen des Neuen nutzen und seien zugleich sicher vor den Gefahren einer Radikalmodernisierung.

Brändli verfolgt vor allem vier Thematisierungslinien. Zum einen geht es darum, wie Bedürftigkeit und Begehren des Menschen/des Konsumenten konzipiert wurden. Vorstellungen von der Unbestimmtheit und Unabschliessbarkeit, Veränderbarkeit und Vervielfältigung der Bedürfnisse gingen – durch die Arbeit der Experten – ein in das lebensweltliche Wissen über Menschen als Verbraucher. Dieser Diskurs war verknüpft mit dem Thema, wie die Geschlechter in Bezug auf die neuen Anforderungen einer Rationalisierung des Konsums zu sehen seien. Frauen wurden als Verkörperung der Irrationalität von Kaufentscheidungen angesprochen, aber gleichermassen als kompetente und zupackende Managerinnen moderner Familienhaushalte. Auch die Probleme einer Männlichkeit, die sich in weiten Bereichen des Konsums geradezu säuglingshaft weiblicher «Bemutterung» unterwarf, wurden durchaus angesprochen.

Als dritter Faden war in die Verständigung über den neuen Wohlstandskonsumenten die Frage nach der kulturellen Legitimität einer positiv als unbegrenzt ge-

dachten Bedürfnisentwicklung eingewoben. Die Suche nach dem «europäischen Mass» war wesentliches Element der Adaption eines Konsummodells, dessen reinste Verwirklichung man an Beispielen aus den USA studierte. Viertens schliesslich geht Brändli dem Prozess des *nation-building* im Kalten Krieg nach, der die Teilhabe am «Wohlstand» als Einigungs- und Bindungselement westlicher Nachkriegsdemokratie instrumentalisierte.

Eine besondere Stärke der Studie liegt in der sensiblen Entschiedenheit, mit der Ambivalenzen und Offenheiten der Diskurse beleuchtet werden, die disziplinierenden Momente in der Konstruktion des Konsumenten ebenso wie die dabei ausgelöst und in ihrer Wirkung unvorhersehbaren Impulse. Die auratische Besetzung des Wohlstandes zog der Möglichkeit enge Grenzen, «alternative Modelle zu definieren, die den Kreislauf von [psychosozialer; K. M.] Energie und die Herstellung von Wohlstand anders imaginiert hätten». Doch distanziert sich Brändli von einer Historiografie, die in Phasen derart tief greifenden Wandels nur die «lückenlose Reproduktion von Machtverhältnissen» nachzuzeichnen weiss; die Studie schärft das Bewusstsein für die Kontingenz jeder vergangenen Wirklichkeit, für die Notwendigkeit, mit der Unvorhersehbares geschieht, und für die Illusionen von Experten.

Das Umschlagfoto gewinnt vor diesem Hintergrund geradezu emblematische Qualität. Am Supermarktregal betrachtet der Vater mit Distanz schaffendem Blick den Laib Brot, der sich ihm in die Hand gedrängt zu haben scheint. Ganz kritischer Verbraucher, prüft er mit leichtem Druck des Daumens, ob die verlockende Ware auch ein guter Kauf ist. Von ihm abgewandt und den Blick halb sichernd in den Laden gerichtet, übt die Tochter den Spontankauf. Die eine Hand hält eine Plastikente, die andere schiebt ein Stück

Gebäck in den Mund, von dem man sich fragt, ob es wohl bezahlt werden wird. Noch trägt sie ein braves Schürzenkleid, aber ich sehe den Weg, der sie vom «Supermarkt im Kopf» in die Discos und in die Frauenbewegung der 1970er-Jahre führt, deutlich vor mir.

Brändli hütet sich, solche Überlegungen auch nur anzudeuten. Sie bleibt ganz nah an ihrem Material und lässt keinen Irrtum aufkommen über die Reichweite ihrer Interpretationen. Die Beiträge der Experten zur Konstruktion des Konsumenten sind nicht gleichzusetzen mit Praxis und Selbstkonstruktion der Verbraucher. Immer wieder erkennt der Leser, dass hier nicht über eine abgeschlossene Vergangenheit, sondern über ihn und seine mentale Ausstattung gehandelt wird – aber gerade deswegen möchte man mehr darüber erfahren, wie denn die Menschen damals den beginnenden Wohlstand träumten, erlebten, praktizierten. Brändli zieht jedoch keine Quellen heran, die im Sinne einer historischen Ethnografie die Wahrnehmungs- und Aneignungsperspektive der VerbraucherInnen erschliessen könnten: zeitgenössische Darstellungen etwa (war die Eröffnung des ersten Supermarkts ein Thema für die Lokalpresse?), Filmaufnahmen, Autobiografisches, mündliche Erinnerungen oder andere Ego-Dokumente. Das ist methodisch zweifellos sauberer; aber es lässt den Leser unbefriedigt, der nicht nur etwas über die Vorgaben der Experten erfahren möchte, sondern auch darüber, was die Menschen daraus machten.

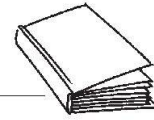
Brändli widersteht auf bewunderungswürdige Weise der Verführung, ihren Gegenstand wichtig zu reden und ihm eine prägnante, geschlossene Gestalt zu verleihen, die er zur Zeit des Geschehens keineswegs hatte. Bis heute sind längst nicht alle mehrdeutigen Effekte der Erfindung des Wohlstandskonsumenten nach 1945

darauf, Eindeutigkeiten und Klarheiten zu präsentieren, wo Unübersichtlichkeit und Unabgeschlossenheit sind. Dem entspricht eine Darstellungsweise, die Brändli mit der Metapher der «Mimikry» charakterisiert.

Niemand kann der Autorin vorwerfen, sie verzichte auf die intellektuelle Anstrengung der Ordnung, Verdichtung, Verallgemeinerung. Das Produkt – und jetzt wird die Rezension uneingeschränkt subjektiv – solcher puritanischen Wissenschaftlichkeit ist ein kluger, nüchterner Arbeitsbericht: Man braucht ihn, man profitiert – aber es gibt historische Studien, die man mit mehr spontanem Vergnügen liest. Solche Texte müssen nicht mit weniger Reflexivität verfasst worden sein, aber sie weisen die LeserInnen nicht systematisch auf ihre Konstruiertheit hin. Bei Dissertationen allerdings, und um die Überarbeitung einer solchen handelt es sich, entscheidet darüber, wie man weiss, nicht allein die Verfasserin.

Angeichts der luziden Interpretationen und der dichten Formulierungen, der anregenden Perspektiven und der hohen Reflexivität des Textes gestehe ich mit schlechtem Gewissen, dass ich es gern ein bisschen griffiger, menschenlnd oder spannend gehabt hätte. Doch das ist keine Aussage mehr über das gelungene Buch, sondern über einen Rezensenten, der vielleicht einen Schluck zu viel genommen hat von der Warenästhetik des Supermarkts.

Kaspar Maase (Tübingen)



VINCENT BARRAS ET
MICHEL PORRET (DIR.)
HOMO CRIMINALIS
PRATIQUES ET DOCTRINES MEDICO-
LEGALES (XVI^E–XX^E SIECLES)

(EQUINOXE, REVUE DE SCIENCES HUMAINES 22)
GENEVE 1999, FR. 33.–

Le petit jeu du dictionnaire historique montre d'emblée que l'expert, maître de son art par expérience, est naturellement associé à des métiers qui affectent le vivant: maréchal, chirurgien ou sage-femme sont mentionnés comme exemples types de la définition de l'expert. Parce qu'il est lié à l'établissement ou la rédaction d'un rapport, l'expert est aussi impliqué dans la procédure de justice. On comprend aisément que l'expertise médico-légale, psychiatrique ou non, tienne une place centrale dans la réflexion historique sur les experts et qu'elle mérite cet intérêt.

L'occasion d'un colloque en 1997 a permis l'édition, en 1999, d'un numéro d'*Equinoxe*, centré sur la médecine légale et avant tout son institutionnalisation entre 16^e et 20^e siècles. Aujourd'hui, bon nombre des auteurs réunis à l'occasion de ce colloque ont publié leurs recherches. On citera pour mémoire, le livre directement lié à l'article publié dans *Equinoxe* de Marc Renneville (*Le langage des crânes*, 2000) lequel suivit la publication de sa thèse en 1997 (*La médecine du crime: essai sur l'émergence d'un regard médical sur la criminalité en France, 1785–1885*). On retiendra aussi de Philippe Artières, ardent lecteur de journaux intimes et d'autobiographies, dans le droit fil de sa contribution, *Clinique de l'écriture: une histoire du regard médical sur l'écriture* publié en 1998 et plus récemment *Le livre des vies coupables: autobiographies de criminels (1896–1909)*. Enfin, venant d'Italie, la publication d'Antonio Borrelli sur Domenico Cotugno (*Istituzioni scientifiche*

medicina e società édité en 2000) et bien sûr l'ouvrage d'Alessandro Pastore (*il medico in tribunale*, 1998), présenté dans ce même numéro de *traverse* par Michel Porret. Il n'empêche: la valeur du colloque, confrontation d'experts faisant rapport s'il en est, résiste au temps.

Les différentes contributions montrent clairement l'effort du monde médical pour asseoir la médecine légale comme discipline scientifique. Traités, revues, conférences témoignent du besoin marqué et affermi au 19^e siècle, de ne plus réduire l'expertise médico-légale à la stricte mise à disposition d'un savoir empirique au service de la justice, par ailleurs toujours méfiante à l'égard de cette pratique, en dépit du fait évident que médecine et justice s'emploient à la préservation des individus dans un corps social dont ils partagent et confortent les valeurs au nom de la «civilisation».

Ce que révèlent aussi ces études, c'est la tentation largement partagée de faire du médico-légal, en tant que spécialisation scientifique, une sphère tournée vers l'identification des facteurs biologiques déterminant ou conduisant à la déviance sociale. Bien avant Lombroso, on constate cette fâcheuse tendance à repérer l'anatomie du criminel, dont un des intérêts pour le lecteur consistera à se confronter lui-même à quelques questions essentielles, celles du libre-arbitre et du matérialisme philosophique.

Les approches monographiques de ce numéro dans leur «hétérogénéité» même, sont d'utiles repères. Toutefois, la perspective de ces travaux, étroitement liée à l'alliance institutionnelle et pratique entre médecine et appareil judiciaire, parce que le questionnaire du colloque l'y invitait sans doute, ne doit pas faire oublier que cette autonomisation du médico-légal ne se fait pas uniquement à travers la for-

mulation d'un «pacte» avec le système judiciaire mais participe dans la longue durée, d'un changement de modèle de perception du corps, qui substitue à l'hygiène individuelle, fondée sur une vision idéale des équilibres humoraux, une volonté de comparer, compter, inventorier, pour une amélioration générale du bien-être et du «bonheur» des peuples au nom d'un concept nouveau: la santé publique. Celle-ci s'appuie sur une nouvelle notion au succès non démenti, le risque – dans le sens de «facteurs de risque» ou «comportements à risque» – et veut donc penser la «valeur» des hommes en société: le passage vers le médico-légal est facile. En rappelant cela, on exhiberait encore mieux la place du médico-légal dans le médical et le social. Citer Fodéré en mentionnant la dimension judiciaire de son traité est juste, mais Fodéré a également été un promoteur de la statistique sanitaire. *Les Annales d'hygiène publique et de médecine légale* ont bien sûr joué un rôle crucial pour la «construction et l'institutionnalisation de la discipline» médico-légale, mais pourquoi l'isoler de son autre volet, ce formidable corpus de monographies sanitaires pour l'administration, d'études sur la mortalité et après 1848, d'analyses relevant de la médecine sociale? Bref, la mention du modèle «positiviste» aurait mérité quelques développements.

La vieille hygiène a laissé place à une pensée du collectif par le quantitatif où la mortalité et la morbidité sont au cœur des études. Dans le domaine de la médecine légale, la typologie (l'analyse des caractères physiques et moraux) est devenue un instrument comparable à la statistique par ses visées. Le médico-légal a fait sien la longue réflexion sur la notion de risque, ce qui ne s'est d'ailleurs pas révélé sans risque, la connexion de certaines approches développées sous le régime de Weimar par les nazis et l'analyse

de la Chine présentés dans ce numéro le rappelant. Choses connues; certainement. Choses à (re)dire, évidemment.

Frédéric Sardet (Lausanne)

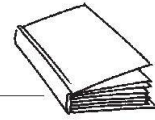
**ALESSANDRO PASTORE
IL MEDICO IN TRIBUNALE
LE PERIZIA MEDICA NELLA
PROCEDURA PENALE D'ANTICO
REGIME (SECOLI XVI–XVIII)**

(ARCHIVIO STORICO TICINESE 2), BIBLIOTECA
DELL' AST, EDIZIONI CASAGRANDE, BELLINZONA
1998, 251 P., FR. 42.–

**FREDERIC CHAUVAUD
LES EXPERTS DU CRIME
LA MEDECINE LEGALE EN FRANCE
AU XIX^E SIECLE**

AUBIER, PARIS 2000, 301 P., FF 129.–

Professeur d'histoire moderne à l'Université de Vérone, Alessandro Pastore signait en 1991 une substantielle étude comparative au problème de la criminalité en temps de peste dans l'Europe moderne (*Crimine et giustizia in tempo di peste nell'Europa moderna*). Revenant à la charge sur l'anomie sociale particulière à l'Ancien Régime, il offre maintenant un ouvrage, de belle facture éditoriale, sur un objet neuf: l'impact des expertises médico-légales dans les tribunaux criminels (et civils) ayant leur siège en Italie du Nord, en Toscane, en Vénétie et dans la Suisse lombarde. La «médecine légale» (néologisme en français, vers 1770) est un objet d'étude pour les historiens du corps, de la justice et des institutions ou des savoirs qu'elle légitime. Comme le fait Pastore, les historiens y appliquent les règles de leur discipline: établissement et critique des sources, reconstruction du contexte juridique (procédure inquisitoire) et social, analyse des traditions médicales et des catégories professionnelles, formu-



lation d'un questionnaire qui donne sens à l'expertise médico-légale, telle qu'elle s'affirme en Europe continentale dès la Renaissance, notamment dans les Etats que modernise le retour du jus romanum.

Autour des figures de l'*homo criminalis* et de la victime, l'ouvrage de Pastore s'insère dans un champ historiographique relativement vierge. Pour mémoire, évoquons la somme érudite de l'historienne suisse Esther Fischer-Homberger (*Medizin vor Gericht. Gerichtsmedizin von der Renaissance bis zur Aufklärung*, 1983), ainsi que l'étude collective publiée par Michael Clark et Catherine Crawford (*Legal Medicine in History*, 1994). D'un côté, l'histoire des idées médico-légales en Occident; de l'autre, l'évaluation de la dimension sociale de la médecine légale dans son alliance avec les juges. Au 19^e siècle, ceux-ci ne cessent de recourir à l'«objectivité» des légistes pour qualifier les «circonstances» morales et matérielles des crimes de sang ou de la folie. Cet âge d'or de l'expertise vient de retenir l'attention de Frédéric Chauvaud (*Les experts du crime*), qui accentue la rupture entre l'Ancien Régime et le 19^e siècle. Traquant le «savoir-faire» des experts du crime, Chauvaud prouve que les légistes positivistes poursuivent l'œuvre des empiristes du siècle des Lumières, eux-mêmes héritiers de ceux de la Renaissance qu'étudie Pastore. Divisé en huit grandes parties, une quarantaine de brefs chapitres qu'annonce une «introduction» cernant la place croissante de la médecine légale dans la tradition criminologique et pénale occidentale, l'ouvrage de Pastore suit les sources médico-légales: doctrine, procès criminels, dont ceux instruits à Bologne devant le tribunal du *Torrone* (Tribunal du Donjon).

Pastore situe son objet à la croisée de l'histoire des doctrines et des pratiques médico-légales. Sa méthode s'inspire de la discipline qu'il étudie en exploitant des

«cas médico-légaux» ponctuels pour en tirer des généralités qui montrent les enjeux universels de la médecine-judiciaire dans la constitution des savoirs judiciaires sur le crime. Les usages médico-légaux obéissent à la sociologie professionnelle des experts de l'Ancien Régime, même si parfois la hiérarchie des compétences née de cette sociologie s'estompe au profit du savoir-faire. Assermentés, «empiriques», barbiers, matrones, chirurgiens et médecins examinent le corps violenté. Ils aident ainsi le juge à qualifier un crime de sang, à mesurer la gravité d'un attentat sexuel, voire à prouver le caractère accidentel ou volontaire d'une mort violente (accident, noyade, assassinat, suicide, etc.). *Grosso modo*: aux matrones et accoucheuses illettrées revenaient la «visite» manuelle des femmes violées, l'attestation de la virginité des «débauchées» ou le contrôle des naissances qu'elles signalent aux autorités. Aux barbiers et chirurgiens «empiriques», incombaient la qualification «clinique» des blessures à armes blanches, la «percée» des cadavres, ainsi que la «levée des corps» (noyade, accident, homicide, mort suspecte, suicide, etc.). Souvent aussi le chirurgien «visitait» le corps d'une femme accusée de *maleficium* pour diagnostiquer la marque satanique (insensibilité, absence de saignement). Finalement, les médecins, méprisant les «basses œuvres» (toucher et ouvrir le cadavre) et suivant à la lettre la médecine des Anciens, se réservaient les diagnostics «savants» (empoisonnements), les expertises relatives aux blessures d'armes à feu, ainsi que l'avis sur la «mélancolie» d'un suicidaire.

En montrant le rôle de l'expertise médico-légale dans la formulation d'une «objectivité» judiciaire (25–30) et en suivant les conflits ou les collaborations professionnelles entre chirurgiens et médecins (*grosso modo* médecine empirique ■ 171

versus médecine savante), Pastore noue la vaste problématique médico-légale de l'époque moderne: pénalité (30–36), alliance entre le «bourreau» et le chirurgien (37–32), examen du corps «diabolique» de la sorcière (43–49), contrôle «moral» et «hygiéniste» de la sexualité et des pratiques médico-judiciaires qui qualifient les transgressions – épreuve de virginité, accouchement secret, avortement, infanticide, etc. – (49–60, 129–148), diagnostic complexe pour les empoisonnements (93–103), hiérarchie et compétitions entre barbiers, chirurgiens et médecins – qui touche le corps? qui en effectue la «levée»? qui ouvre le cadavre? – (105–127), examen des femmes violentées par l'accoucheuse (129–148), dénonciation des crimes de sang par les barbiers de Vérone ou les praticiens de Lucca (175–189, 191–209), enjeux sociaux des expertises médico-légales dans la Lombardie suisse (211–238). En actualisant la pensée de Pastore, on comprend que les légistes d'aujourd'hui affinent les routines et les usages de la «médecine judiciaire» des chirurgiens et des médecins de l'Ancien Régime. L'auteur renouvelle ici l'histoire de la justice en plaçant la problématique médico-légale de son ouvrage dans la genèse de la «certitude» judiciaire, cruciale sous le régime arbitraire des délits et des peines. Avant le Code pénal (1791, 1810), la qualification du crime dépend aussi de l'alliance scellée entre le pénal et le médical. La médecine matérialiste des légistes rassemble des éléments positifs pour mesurer, idéalement, la «dangerosité» d'un crime ou d'un délinquant selon la pathologie du corps violenté.

L'ouvrage d'Alessandro Pastore mène à repenser l'histoire du pénal et du médico-légal dans la problématique de la qualification criminelle qui soude l'Ancien Régime et l'époque contemporaine. Hier, comme aujourd'hui, avec des moyens différents, le légiste dialogue avec le juge

qui le sollicite pour «objectiver» les preuves du crime et définir un bien juridique moderne: l'intégrité physique et mentale de l'individu face à la justice. Son enquête trouve sa conclusion logique dans celle de Frédéric Chauvaud. Pour tout lecteur voulant penser l'histoire des normes médico-légales dans la continuité des pratiques judiciaires et pénales en Europe moderne et contemporaine, ces deux livres brillants se font écho. De l'Etat justicier à l'Etat de droit: au cœur du pénal, l'expertise contribue à édifier la connaissance normative du social.

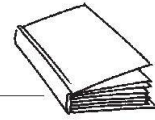
Michel Porret (Genève)

**RICHARD WETZELL
INVENTING THE CRIMINAL
A HISTORY OF GERMAN
CRIMINOLOGY, 1880–1945**

UNIVERSITY OF NORTH CAROLINA PRESS,
CHAPEL HIL, LONDON 2000, 348 S., \$ 39.95

Die Historische Kriminalitätsforschung stellt heute auch in der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft keine Terra incognita mehr dar. Im letzten Jahrzehnt gelang auf Grund einer Vielzahl von substantziellen Beiträgen – vor allem FrühneuzeithistorikerInnen stachen dabei hervor – die weitgehende Etablierung dieses Forschungszweiges. Wissenschaftsgeschichtliche Fragestellungen blieben innerhalb dieses Zweiges allerdings bisher eher unterrepräsentiert. So legt Richard Wetzell vom Deutschen Historischen Institut in Washington, D. C., mit *Inventing the Criminal* die erste systematische Studie zur Geschichte der deutschen Kriminologie vor.

Die Wissenschaftsgeschichte stellt für Wetzell eine geeignete Möglichkeit dar, die Ambivalenzen der Moderne zu untersuchen. Dass die modernen Wissenschaften, und insbesondere die Medizin und



Kriminologie, neben progressiven gesellschaftlichen Implikationen auch eine dunkle, repressive Seite gehabt hätten, dürfe aber nicht mit Hinblick auf den Nationalsozialismus teleologisch interpretiert werden. So ist es eines der wichtigsten Anliegen Wetzells, das Bild einer vollständig nazifizierten Pseudowissenschaft zwischen 1933 und 1945 in Frage zu stellen sowie das Verhältnis zwischen einer deterministischen Vererbungslehre und der Entwicklung neuer Methoden und Konzepte zu dieser Zeit auszutariieren.

Wetzell lässt – nach einer knappen Abhandlung der «Ursprünge der modernen Kriminologie» – seine eigentliche Untersuchung im Jahr 1880 einsetzen, weil bis in die 1870er-Jahre hinein die soziale Erklärung des Verbrechens deutlich überwogen habe, und erst mit dem Erfolg Cesare Lombrosos und dem gesteigerten Interesse deutscher Psychiater an kriminologischen Fragen ein deutlicher Bruch hin zu medizinisch-biologischen Faktoren festzumachen sei. Zwar habe Lombrosos Kriminalanthropologie bereits im frühen 19. Jahrhundert Vorläufer gehabt, wie etwa Galls Phrenologie, diese seien aber relativ unbedeutend geblieben.

Der Weg von der Kriminalanthropologie zur Kriminalpsychologie von 1880 bis 1914 zeichnet sich für Wetzell dadurch aus, dass Lombrosos kriminalanthropologische Typenlehre vom «geborenen Verbrecher» auf breite Ablehnung gestossen sei. Während einige, wie der einflussreiche Psychiater Emil Kraepelin, den Typus des «geborenen Verbrechers» grundsätzlich noch beibehielten, diesen aber nicht mehr an physischen Merkmalen festmachen wollten, lehnte eine grössere Gruppe um Kraepelins Schüler Gustav Aschaffenburg den Begriff des «geborenen Verbrechers» und die Existenz einer unmittelbar zur Kriminalität determinierenden Anlage ab. Beide Richtungen seien allerdings insofern an Lom-

brosos Konzept des «geborenen Verbrechers» angelehnt gewesen, als erst dieses die klassische binäre Unterscheidung zwischen Verbrechern und Verrückten aufgebrochen hatte. Die Kriminologie nach Lombroso ging, auch wenn sie sich kritisch von der Kriminalanthropologie absetzte, von der neuen Annahme aus, Verbrechen und Wahnsinn seien verwandte Phänomene und nicht immer eindeutig zu trennen.

Folglich sei der Gedanke bestimmend geworden, dass viele, wenn nicht gar die meisten, Verbrecher «geistig minderwertig» seien. Dieses kriminologische Wissen habe zu strafrechtspolitischen Konzepten geführt, die zu *bessern* und nicht zu *strafen* suchten und der Kategorie der *Gefährlichkeit* einen neuen Rang gegenüber derjenigen der *Schuld* einräumten. Folglich sollte die Strafe eine Form annehmen, die der einer unbefristeten Sicherheitsverwahrung glich. Überzeugend kann Wetzell zeigen, dass die Kriminologie und die Strafrechtsreformbewegung des Kaiserreichs, die nicht zu geringem Teil von liberalen Akademikern wie Franz von Liszt bestimmt wurden, einen Bruch des liberalen Denkens in Deutschland markiert. Der vormalig im Zentrum stehende Schutz der individuellen Freiheit geriet zunehmend zu Gunsten des *Schutzes der Gesellschaft* ins Hintertreffen; die Liberalen waren nun bereit, dem Staat mehr Macht über die Einzelnen zuzubilligen.

In der Weimarer Republik habe letztlich immer noch die psychiatrische Forschung die Kriminologie bestimmt. Die Soziologen zeigten – ganz im Gegensatz zu ihren Kollegen in den USA – kein Interesse an dem Phänomen der Kriminalität, weswegen detaillierte soziologische Fallstudien in Deutschland ausgeblieben sind. Wenn die *Kriminalbiologie* folglich dominierend gewesen sei, habe sie sich aber vor allem in der Form präsentiert, die Aschaffenburg schon vor dem Krieg

popularisiert hatte: Vorherrschend sei die These von einer indirekten Verbindung von Anlage und Verbrechen gewesen. Das Zusammenwirken von Anlage- und Umweltfaktoren bei der Entstehung der Kriminalität sei allgemein akzeptiert, strittig allein die Gewichtung gewesen.

Wichtig ist es Wetzell, zu betonen, dass auch nach 1933 deterministische und rassistische Erklärungen des Verbrechens in der Kriminologie eher randständig geblieben seien. Selbst überzeugte Nationalsozialisten und Anhänger biologischer Theorien hätten den Einfluss von Umweltfaktoren in der Regel berücksichtigt, worin Wetzell einen Beweis für die These sieht, dass unter der nationalsozialistischen Herrschaft die «normale Wissenschaft» grundsätzlich weiter betrieben werden konnte. Selbst das Thema der Eugenik habe einen gewissen Raum für Debatten und Widersprüche freigelassen. Andererseits habe der grundsätzlich biologisch geprägte Blick auf die Gesellschaft schon vor 1933 eine fundamentale Gemeinsamkeit zwischen der Kriminologie und dem Nationalsozialismus dargestellt. Die Kriminologen und Strafrechtsreformer hätten sich nach der Machtübernahme gar nicht erst den Nazis anpassen müssen; sie hätten auch schon zuvor nicht aus humanitären Motiven gehandelt, sondern seien vor allem von dem Ziel eines effektiveren Schutzes der Gesellschaft motiviert gewesen.

Kritikwürdig an Wetzells Geschichte der Kriminologie in Deutschland erscheint mir in erster Linie der völlige Verzicht auf die Kategorie Geschlecht. Der Aspekt der Frauenkriminalität, der in nicht wenigen kriminologischen Texten zentral behandelt wurde (der Rezensent erlaubt sich, auf seine demnächst erscheinende Dissertation über *Das «verbrecherische Weib»* zu verweisen), wird von Wetzell auf einer halben Seite abgehandelt; Kriminologinnen scheinen nicht zu

existieren. Vor allem aber durch eine Berücksichtigung der *Kategorie* Geschlecht liesse sich das Verständnis der historischen Struktur des kriminologischen Wissens zusätzlich bereichern, das kriminologische Konzept des «Verbrechers» könnte als ein vergeschlechtetes erscheinen. Die von Wetzell behauptete relative Ausgeglichenheit von Anlage- und Umweltfaktoren in der kriminologischen Erklärung des Verbrechens erscheint deshalb unter dem Blickwinkel, dass die «natürliche» geschlechtliche Anlage von VerbrecherInnen immer eine Rolle spielte, nur bedingt vertretbar.

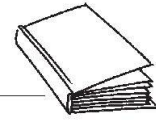
Die Kritik soll aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Auseinandersetzung mit Wetzells Buch allen an diesem Thema Interessierten zu empfehlen ist. Dass die gründlichen Argumentationslinien in Wetzells detaillierter Studie hin und wieder zu Widerspruch anregen, kann nur einen Gewinn für die Kriminalitäts- und Wissenschaftsgeschichte bedeuten.

Karsten Uhl (Hamburg)

MARTIN LENGWILER
ZWISCHEN KLINIK UND KASERNE
DIE GESCHICHTE DER MILITÄR-
PSYCHIATRIE IN DEUTSCHLAND
UND DER SCHWEIZ 1870–1914

CHRONOS, ZÜRICH 2000, 432 P., FR. 58.–

Peu enviable est la tâche du psychiatre militaire, écartelé entre sa déontologie médicale et ses impératifs professionnels. Celle-là repose sur une sorte de visée humanitaire, qui préconise le constant souci du bien du malade (ou du moins celui de ne pas lui nuire), alors que ceux-ci le soumettent aux exigences toutes puissantes de l'employeur, l'Etat, la Nation, le Prince, qui comptent sur l'efficace rendement de chacun de leurs loyaux soldats. Soigner le soldat psychiatriquement



atteint signifie-t-il donc le rendre apte à remplir à nouveau son rôle sur le champ de bataille, ou au contraire s'efforcer de l'en éloigner à tout prix, comme de l'une des causes de sa maladie? Entre aguerrir ou guérir, le dilemme de la psychiatrie militaire est ainsi exemplaire d'autres situations ambivalentes où, depuis deux siècles au moins, la médecine s'est retrouvée, souvent bien malgré elle. L'idéal éthique «hippocratique» (certes pour une bonne part mythique) liant la pratique médicale au respect de l'individu est parfois difficilement conciliable avec les demandes sociales, qui exigent du médecin qu'il consacre la priorité de ses compétences au bien collectif: médecine pénitentiaire, judiciaire, des accidents, des assurances, militaire, préventive ...

L'histoire de la psychiatrie militaire telle que nous la propose Martin Lengwiler est pleinement au goût du jour: celui, s'entend, d'une historiographie renouvelée de la psychiatrie, à distance des épopées conquérantes ou des synthèses forcément simplificatrices sur les apports et progrès de la psychiatrie, comme celle que l'historien de la médecine Erwin Ackerknecht fournissait il y a moins 50 ans, et que l'historien social Edward Shorter tout récemment semble avoir voulu revigorer. Pour l'un comme pour l'autre, pas de place pour les affaires mineures dans une histoire affirmative de la psychiatrie: chez l'un comme chez l'autre donc, pas de trace d'une quelconque psychiatrie militaire. De son côté, Lengwiler, suivant en cela les historiens anglo-saxons et germaniques post-foucauldien, affiche sans ambages sa volonté de ne pas réduire les choses à une ligne droite et simple. Le choix d'un sujet en apparence secondaire, en dehors des institutions psychiatriques classiques et des grands concepts scientifiques, participe également de cette volonté de ne pas se laisser bercer par les idées historiques

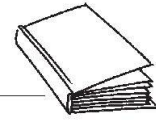
reçues. Interrogez un psychiatre aujourd'hui sur la psychiatrie militaire: il y a toutes les chances qu'il vous réponde qu'il s'agit là d'une application marginale de sa discipline. Or, c'est précisément dans la foule des «applications» mineures, négligées par les grands récits, que réside l'intérêt. Récusant d'emblée tout rapport hiérarchique entre théorie et pratique, entre grandes institutions et domaines annexes, Lengwiler plaide avec force pour le droit de l'historien à pouvoir constituer un objet d'étude autonome, délimité de façon à mettre en lumière la constitution d'un champ «interdiscursif»: dans son cas, celui de la psychiatrie et celui du militaire, celui de la recherche scientifique et celui des pratiques sociales et institutionnelles.

Avant lui, un certain nombre de travaux avaient déjà abordé le sujet de la psychiatrie militaire. L'intérêt, on s'en doute, est né dans la mouvance «anti-psychiatrique» des années 1960 et 1970, encouragé par la réflexion contemporaine clinique et sociale sur les effets de la guerre (d'Algérie, du Vietnam, du Golfe, des Balkans, ... la liste continue). La plupart placent donc assez logiquement le départ de leur histoire au moment de la Première Guerre mondiale, qui frappe notre regard et notre sensibilité par l'importance des «traumatismes psychiques» occasionnés chez les soldats. Or, il existe une histoire antérieure, certes moins spectaculaire par le nombre des victimes, et de toute façon assez problématique. Comment saisir les débuts d'une discipline comme la psychiatrie militaire, laquelle est précisément située à l'intersection de plusieurs discours disciplinaires. Le risque est grand, vu d'une part la fragilité des concepts scientifiques, et de l'autre la précarité institutionnelle, de n'aller pêcher que les moments «précurseurs», soit les discours dans lesquels est encore reconnaissable quelque chose de

ce qui est validé aujourd'hui, ou de ce que l'histoire a retenu comme «vrai». La récolte des sources peut être maigre: archives militaires souvent détruites ou inaccessibles, dossiers psychiatriques introuvables, documents imprimés très éparpillés, vu la faible reconnaissance de la discipline. En Suisse par exemple, avant 1914, il n'y a guère de sources directement pertinentes en matière de «psychiatrie militaire»: une thèse de médecine du genevois François Naville (futur professeur de médecine légale), un ou deux articles de psychiatres dans des revues médicales, quelques règlements militaires et extraits de données statistiques ...

Pourtant Lengwiler, à la suite d'un patient travail de dépouillement de revues et périodiques les plus diversifiés (dans les domaines du droit, de l'art militaire, des assurances, de la statistique démographique, de l'hygiène publique, de la médecine générale et spécialisée – psychiatrique, neurologique surtout, mais aussi légale ou préventive), réussit à déceler dans la constitution peu assurée d'une discipline aux contours flous des enjeux extrêmement intéressants, voire cruciaux. L'histoire militaire et politique y trouvent leur compte: la constitution du thème de la «psychose de guerre» autour de la Guerre franco-prussienne, l'idéal éducatif de l'armée confronté à l'inquiétante constatation d'un nombre extraordinairement élevé d'«imbécilles» parmi les futures recrues (notamment lors d'enquêtes en Suisse à la fin du 19^e siècle), les rapports entre savoir psychiatrico-militaire et problématiques médico-sociales élargies (lisibles par exemple dans le discours sur la dégénérescence et ses dangers pour la défense de la nation). Sur le plan plus particulier de l'histoire des idées scientifiques, la psychiatrie militaire d'avant la Première Guerre mondiale lui offre l'occasion de démontrer comment l'élaboration, ou parfois la refonte, dans un con-

texte culturel donné, de diagnostics souvent fugaces a pu contribuer à asseoir les prétentions scientifiques de la psychiatrie. La fugue pathologique, la catégorie des «aliénés voyageurs» est un beau cas d'étude, parmi d'autres (l'«imbécillité», l'«hystérie masculine», la «psychose de guerre» sont aussi étudiées), de ce processus. Pendant une trentaine d'années en effet, à la fin du 19^e siècle, la désertion, elle-même tributaire d'une histoire très ancienne, fut ainsi interprétée comme un comportement pathologique, et susceptible d'un traitement par la psychiatrie. Tel un organisme, le *Wandertrieb* naît dans le contexte de notions elles-mêmes mouvantes, comme l'épilepsie, l'hystérie, voire la démence précoce, puis devient opérant et se stabilise dans le discours psychiatrique (mais de façon différente en Allemagne, où la fugue demeure le symptôme d'une pathologie autre, et en France, où elle tend à s'imposer comme entité propre). L'analyse de sa disparition est particulièrement intéressante et complexe. Comment en rendre compte? Lengwiler, filant la métaphore organique et la méthode proposée par Mark Micale pour l'hystérie, privilégie le point de vue «internaliste», décrivant comment une série de contradictions et de débats propres au discours psychiatrique «ont le pouvoir de cacher certaines maladies, d'en créer de nouvelles, et d'en réduire d'autres à l'oubli». Or, cette perspective explicative n'échappe pas totalement au constat un peu tautologique qui veut que l'entité nosologique fugue décline parce qu'elle devient anachronique: au sein d'une psychiatrie clinique forte de ses succès, une catégorie diagnostique comme la fugue ne pourrait plus avoir sa place. D'autres hypothèses sur la «vie et la mort d'entités nosologiques», comme celles que Ian Hacking a proposées pour l'histoire du diagnostic du syndrome de personnalité multiple et, précisément, celle



des «aliénés voyageurs», pourraient sans doute se révéler plus fécondes, dans la mesure où elles envisagent une multiplicité de facteurs participant à la constitution (et à la disparition) des entités nosologiques: production de discours théoriques certes, mais aussi configuration de «niches» socioculturelles prêtes à accueillir, dans des conditions particulières, certaines entités.

Lengwiler, dont l'ouvrage demeure proche du format universitaire et de la structure que ce genre impose au récit, n'émet pourtant pas une thèse au sens fort du terme (si l'on excepte la démonstration générale que la psychiatrie, à l'âge d'or de sa prétention positiviste, est fortement déterminée par son contexte social et institutionnel). Délaissant certaines pistes où aurait pu le mener son sujet (comme la question éthico-philosophique évoquée plus haut, ou l'examen détaillé de l'évolution du débat médical spécialisé), et s'en tenant aux spécificités interdiscursives qui fondent sa démarche, il propose une série de «résultats» provisoires au croisement de l'histoire sociale et institutionnelle: le militaire s'avère ainsi une «Profilierungsinstitution», un terrain – analogue en cela au judiciaire – où la psychiatrie en quête de légitimité scientifique et institutionnelle peut tenter de conquérir ses lettres de noblesse. Celle-ci peut y affirmer avec vigueur la prétention scientifique de ses concepts nosologiques. Mais elle en paie aussi le prix: le savoir psychiatrique se retrouve en retour fortement dépendant des conditions sociales et culturelles du milieu dans lequel il s'est essayé. De plus, les modalités sociales de la psychiatrie militaire, comme l'émergence d'une pratique d'expertise, ont lieu de façon différenciée entre l'Allemagne et la Suisse, du fait de l'absence d'un modèle institutionnel fort.

Au total, on perçoit aisément l'intérêt que son approche et que ses «résultats»

peuvent présenter pour une compréhension renouvelée de l'histoire des appareils conceptuels de la psychiatrie aux prises avec les embarras quotidiens de la pratique, le contexte social des patients, les controverses et les problèmes des traitements, le poids de l'histoire individuelle (une belle démonstration en est offerte par la façon dont les patients et les médecins trouvent, à la fin du siècle, confirmation et appui réciproque grâce à l'hypothèse de la névrose traumatique, chacun s'ingéniant à trouver avant l'autre le traumatisme physique à l'origine des maux psychiques éprouvés). Car raconter l'histoire de la psychiatrie militaire, tissée de débats, d'accommodements et de négociations permanentes entre divers univers discursifs, ne signifie pas forcément abasourdir le lecteur dans les spéculations les plus abstraites. Lengwiler, très systématique dans ses démonstrations, n'oublie pas qu'il y eut, entre les mailles des discours, des hommes (et, certes, fort peu de femmes, d'où la possibilité, également saisie par endroits, d'une histoire genre). L'insertion régulière de cas analytiquement détaillés, sortes d'histoires individuelles qui viennent constituer comme des moments de pause, des bouts de chair dans le squelette très dense des données plus théoriques, n'est pas le moindre des agréments d'un ouvrage remarquable par son érudition, son intelligence et tout à la fois sa sensibilité engagée.

Vincent Barras (Lausanne)

MARTIN LENGWILER
ZWISCHEN KLINIK UND KASERNE
DIE GESCHICHTE DER MILITÄR-
PSYCHIATRIE IN DEUTSCHLAND
UND DER SCHWEIZ 1870–1914

CHRONOS, ZÜRICH 2000, 432 S., FR. 58.–

PETER BERGER
DIE BERATENDEN PSYCHIATER
DES DEUTSCHEN HEERES
1939–1945

FRANKFURT A. M. 1998, 328 S., DM 89.–

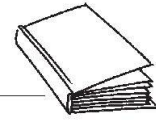
Humanwissenschaftliche Experten gewannen seit dem Ausgang des 19. Jahrhunderts im Erziehungswesen, in der Arbeitsverwaltung und vor allem auch im Militär an Boden. Mit der Geschichte der Militärpsychiater als akademisch ausgebildete Experten beschäftigen sich zwei in jüngerer Zeit erschienene Studien. Lengwiler untersucht vergleichend die Entwicklung der Militärpsychiatrie in zwei deutschsprachigen Ländern vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs, also die Vorgeschichte einer institutionalisierten Militärpsychiatrie, beziehungsweise die Geschichte einer Institutionalisierung. Er schliesst damit eine Forschungslücke, beschäftigt sich doch die Mehrzahl der Arbeiten mit der Zeit zwischen 1914 und 1945. Bergers Untersuchung fällt zwar auch in diesen Zeitraum, doch hat er sich zum Ziel gesetzt, mit den Beratenden Psychiatern des Heeres eine eng umgrenzte Gruppe zu untersuchen, die in erster Linie für die Dauer des Zweiten Weltkriegs als zeitweilig verpflichtete Experten aus dem akademisch-universitären Feld eine Rolle gespielt hat. Solche gruppenbiografischen Untersuchungen sind bisher häufig in der Wissenschaftsgeschichte noch Desiderat.

Die beiden Studien stehen für unterschiedliche Ansätze in der Wissenschaftsgeschichte. Obwohl in Lengwilers Untersuchungszeitraum der Institutionalisierungsprozess der deutschen Militärpsych-

iatric fällt, stützt sich seine Untersuchung wie auch die Darstellung nur in geringem Masse auf organisationsgeschichtliche Ansätze, sondern folgt in weiten Teilen einem diskursanalytischen Ansatz in Anschluss an Foucault. Berger hingegen hat auf den ersten Blick eine «traditionellere» Geschichte der Beratenden Psychiater im Zweiten Weltkrieg vorgelegt. Seine Untersuchung der organisationsgeschichtlichen Aspekte und vor allem die prosopographische Dokumentation kann allerdings auch auf einer anderen Forschungslage aufbauen, insofern für Bergers Untersuchungszeitraum schon eine ganze Zahl von Studien zur Ideen- und Diskursgeschichte der deutschen Militärpsychiatrie vorliegen.

Bei Georg Bergers Dissertation handelt es sich um eine detaillierte Spezialuntersuchung, die eine eng definierte Gruppe innerhalb des militärischen Sanitätsdienstes für den begrenzten Zeitraum ihres Wirkens während des Zweiten Weltkriegs zum Gegenstand hat. Mit den Beratenden Psychiatern gerät ein Kreis von Psychiatern in den Blick, der vor und nach dem Weltkrieg im Wesentlichen ausserhalb des Militärdienstes wirkte, nämlich als Ordinarien an Universitäten. Die Arbeit gliedert sich in zwei Teile: Im ersten stellt Berger die Ergebnisse seiner institutionengeschichtlichen und prosopographischen Untersuchungen zur Gruppe der Beratenden Psychiater dar. Im zweiten Teil untersucht er die praktische Tätigkeit dieser Psychiater anhand der Behandlung von psychiatrischen und neurologischen Erkrankungen.

Der erste Teil beginnt mit streng institutionengeschichtlichen Kapiteln, in denen Berger den Aufbau des Heeres-sanitätsdienstes und die organisatorischen Aspekte der Arbeit der Beratenden Psychiater darstellt. Auf Grund seiner prosopographischen Untersuchungen, deren Grundlage die im Anhang der Arbeit



dokumentierten Biografien bilden, gelingt es ihm, die Gruppenstruktur und -merkmale der Beratenden Psychiater zu rekonstruieren. Die etwa 60 Beratenden Psychiater des Heeres gehörten den Jahrgängen 1877–1911 an. Bei den meisten von ihnen handelte es sich um Ordinarien der Psychiatrie. Grösstenteils hatten sie am Ersten Weltkrieg als Soldaten teilgenommen. Zwei Drittel waren Mitglieder der NSDAP, drei der Beratenden Psychiater gehörten der SS an. Des Weiteren befanden sich in der Gruppe immerhin fünf Psychiater, die zuvor bereits als «Euthanasie»-Gutachter an der Ermordung von Geisteskranken mitgewirkt hatten.

Bergers Befunde des zweiten Teils, in dem er die Praxis der Beratenden Psychiater auf der Grundlage der Akten im Bestand der Heeressanitätsinspektion und hier insbesondere der erhaltenen Erfahrungsberichte dieser Ärzte rekonstruiert, zeigen deutlich, dass sich in der Praxis nur wenig Distanz zu militärischen Anforderungen und den ideologischen Zumutungen durch das NS-System feststellen lässt. Zwar scheinen die Beratenden Psychiater des Heeres den überwiegenden Teil der kriegsbedingten Verletzungen des Nervensystems und neurologischen Erkrankungen im Bemühen um eine objektive Diagnostik und eine sorgfältige Wiederherstellung der Gesundheit der Soldaten behandelt zu haben, jedoch haben sie in der Behandlung der psychiatrischen Erkrankungen allem Anschein nach die gleichen ideologisch besetzten Antworten wie ihre zivilen Kollegen gegeben und für ein schnelles Ausscheiden als minderwertig betrachteter Geisteskranker gesorgt zu haben. Aber nicht nur durch den Ausschluss aus der Institution Militär und die Überweisung der «Sorgenkinder» an die Irrenanstalten setzten die militärischen Psychiater ihre Patienten (häufig wissentlich) der Gefahr der Vernichtung aus. Innerhalb der Heeressanität wandten

die Militärpsychiater Therapieformen an, die in der Forschung zurecht auch als «Folter» (Karl-Heinz Roth) charakterisiert wurden. Berger zeigt eindringlich die unmenschlichen Behandlungsmethoden innerhalb des Heeressanitätsdienstes auf.

Auch bei Lengwilers Untersuchung handelt es sich um eine Dissertation. Sie gliedert sich in drei Hauptteile: in einem ersten wissenschaftshistorisch orientierten Teil geht es um die Etablierung militärpsychiatrischer Wissensformen nach dem deutsch-französischen Krieg. Der zweite und dritte Teil dienen der Darstellung der Institutionalisierung der Psychiatrie in den Armeen Deutschlands und der Schweiz, der vornehmlich vor dem Hintergrund der praktischen Funktionen und Anwendungsweisen der Psychiatrie abgehandelt wird.

Zunächst zum ersten Teil: Lengwilers Ausgangspunkt für die wissenschaftsgeschichtliche Untersuchung bildet die «Verwissenschaftlichung der militärischen Ausbildung», die er anhand des Übergangs vom moralisch-philosophisch begründeten Erziehungsleitbild zum naturwissenschaftlich fundierten Konzept des Trainings auf den Beginn des 20. Jahrhunderts datiert. Diesen von Lengwiler als Paradigmenwechsel charakterisierten Übergang verdeutlicht der Autor an parallelen Befunden in den Bereichen der Medizin, der Physiologie und der Psychologie. Ob dieser Wandel tatsächlich die Kriterien erfüllt, die es erlauben, ihn als Paradigmenwechsel zu bezeichnen, ist fraglich. Angemessener wäre es m. E. gewesen, von einem Leitbildwandel zu sprechen.

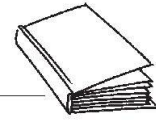
In den weiteren Kapiteln des ersten Teils untersucht der Autor zentrale Diagnosen, die häufig gestellt wurden, nämlich den «Aufstieg und Fall der Kriegs- und Militärpsychose», die «männliche Hysterie», deren Auftreten in Verbindung mit den Formen des männerbündischen

Soziallebens im Militär gebracht wird, sowie die Epilepsiediagnose. Am Beispiel der Debatte um die «Kriegspsychose» zeigt Lengwiler einen wissenschaftlichen Perspektivenwechsel der Militärpsychiater auf: vom externen Blick des Anstaltspsychiaters wandelte er sich zum internen Blick des institutionell im Sanitätsdienst gebundenen militärischen Psychiaters. Von Bedeutung ist in diesem Zusammenhang der Deutungswandel, der an diesen Perspektivenwechsel anschliesst: Die institutionell nicht an das Militär gebundenen Anstaltspsychiater richteten ihre Aufmerksamkeit auf die pathogenen Effekte moderner Kriegführung. Im Zuge der institutionellen Einbindung rückte mehr und mehr die Frage in den Mittelpunkt, welche Gefahren die Geisteskrankheiten beziehungsweise der Geisteskranke selbst für die Armee darstellen. Dieser Deutungswandel ergriff auch die Praxis, insofern er für die psychiatrische Selektionstätigkeit innerhalb der Rekrutierungspraxis massgeblich wurde. Eine eigenwillige Interpretation entwickelt Lengwiler anhand der Diagnostik des «Schwachsinn» und des sich darum entfaltenden breiten Diskurses. Lengwiler interpretiert die Schwachsinnnsdiagnose als eine «Kritik» am vorherrschenden «militärischen Erziehungsideal», demzufolge das Militär die Schule der Nation darstelle. Das vergemeinschaftende Leitbild der «Schule der Nation» sei durch die Diagnostik des Schwachsinnns und den anschliessenden Ausschluss der Schwachsinnigen in Frage gestellt worden.

Im zweiten Teil wird die Etablierung und Institutionalisierung als militärpsychiatrischer Beruf und als spezialisierte Einzeldisziplin für das deutsche Kaiserreich dargestellt. Ausgehend von den praktischen Problemen medizinischer Versorgung, nämlich bestimmten Pathologien, die im deutsch-französischen Krieg von

behandelt wurden, untersucht Lengwiler die praktischen Anforderungen der Militärs, die zur Etablierung der militärpsychiatrischen Disziplin geführt haben. Lengwiler geht auf die Frage ein, ob die Zunahme psychiatrischer Krankheitsbilder eine Wirkung der schon im deutsch-französischen Krieg erfolgten Modernisierung der Kriegführung (erhöhte Mobilität, Sanitätswesen, Waffentechnik) gewesen sei oder ob die erhöhte Zahl der Fälle auf die spezialisierte und verfeinerte Diagnostik zurückzuführen sei. Er kommt zu dem ambivalenten Ergebnis, dass sich eine direkte Auswirkung der modernisierten Kriegführung nicht durchgängig nachweisen lasse, doch betrachtet er die in der zeitgenössischen Diagnostik und Ätiologie häufig bemühte und unterstellte Wirkung der «Modernisierung des Krieges» selbst als eine «Pathologiemetapher», das heisst neben eine als möglich angenommene krankheitsverursachende Wirkung der modernen Kriegführung trat das Deutungsmuster einer pathologisierenden Wirkung des Krieges: bereits die zeitgenössischen Militärmediziner deuteten die Pathologien primär vor diesem Hintergrund.

Die Institutionalisierung der Militärpsychiatrie wird anhand der Etablierung der spezialisierten militärärztlichen Ausbildung an der Kaiser-Wilhelm-Akademie in Berlin und der Institutionalisierung innerhalb des Sanitätswesens des Reichsheeres rekonstruiert. Anhand einer Reihe von Beispielen aus der Praxis untersucht Lengwiler die konkreten Anwendungsformen und die Funktionen der Psychiatrie im Militär: Zum einen besass die Militärpsychiatrie eine hohe praktische Relevanz als «sozialmedizinisches Selektionswissen», insofern sie im Ersatzwesen eine entscheidende Rolle spielte. Hier ging es darum, als ungeeignet betrachtete Wehrpflichtige mittels früher Intelligenztests und anderer Eignungsuntersuchungen be-



reits in der Musterung auszusondern. Interessante Befunde kann Lengwiler hier auch bezüglich früher Formen der Vernetzung, des Datenabgleichs zwischen Wehersatzwesen und anderen Behörden, aber auch karitativen Einrichtungen, vorweisen.

Dass der dritte Teil über Militärpsychiatrie vor 1914 in der Schweiz wesentlich knapper als die beiden anderen Hauptteile ausfällt, liegt wohl vor allem daran, dass es eine vergleichbare militärpsychiatrische Wissenschaft in der Schweiz vor 1914 nicht gab. Interessanterweise aber entwickelte sich in der Schweiz ein Diskurs, der dem deutschen in einer Frage ähnelte: der Degenerationsdiskurs. Vor dem Hintergrund einzelner Forschungsergebnisse wie auch der allgemeinen Statistik entwickelte sich dieser jedoch anders als in Deutschland. Während in Deutschland der Degenerationsdiskurs in starkem Masse vor dem Hintergrund nationalökonomischer Verallgemeinerungen und der Befürchtung der antizipierten negativen volkswirtschaftlichen Auswirkungen um sich griff, handelte es sich im Schweizer Fall um einen ausgesprochenen Expertendiskurs.

In der Zusammenfassung der Ergebnisse betont Lengwiler die Bedeutung des Militärs als Profilierungsfeld einer legitimationsbedürftigen Psychiatrie. Durch das Interesse des Militärs als einer Institution mit hohem Sozialprestige stellte es eine zentrale Profilierungs-, Legitimierungs- und Expansionsmöglichkeit für eine Psychiatrie dar, um deren eigene Legitimationsschwierigkeiten zu überbrücken. Von Nutzen war dabei, dass das Militär ein eigenes Interesse an der Expertise der Psychiater hatte, insofern diese dazu beitragen konnte, strukturelle Probleme des militärischen Soziallebens zu überwinden oder doch wenigstens die notwendigen Deutungsangebote zu diesem Zweck zu liefern. Die wissenschaft-

lichen Ergebnisse der Militärpsychiatrie stellten sich im Laufe der Untersuchung als «in hohem Masse kontextabhängig» dar; sie konnten sich unter den Bedingungen militärischer Sozialstrukturen stabilisieren und unterlagen insgesamt geringeren Wandlungen als der allgemeinspsychiatrische Diskurs.

Sowohl Berger als auch Lengwiler haben Studien zur Geschichte der Militärpsychiatrie vorgelegt, die mehr als nur Forschungslücken schliessen. Beiden Studien ist gemein, dass sie wesentliche Beiträge zur Kultur- und Ideengeschichte innerhalb des Militärs als institutionellem Rahmen vorgelegt haben. Sie reihen sich damit in eine neue, kultur- und sozialhistorisch erweiterte Militärgeschichte ein. Bergers Studie vermittelt einen kenntnisreichen Einblick in die Organisation, die Entwicklung und die Praxis einer akademischen Gruppe. Sie macht deutlich, dass das Engagement von Akademikern in der Wehrmacht des Dritten Reiches – mindestens für diese Gruppe – keinesfalls den neutralen, von den ideologischen Zumutungen der Nazidiktatur dispensierenden Rückzugsort für Akademiker darstellte, als den diese die Wehrmacht in der Nachkriegszeit gerne darstellten. Insofern ergänzt Bergers Studie die Untersuchungen von Axel Verderber und Peter Riedesser zur Militärpsychiatrie im NS und die Studien Ulfried Geuters zur Militärpsychologie im gleichen Zeitraum um eine detaillierte Spezialstudie. Lengwiler hat den Untersuchungen von Dirk Blasius und Joachim Radkau zur Geschichte der Psychiatrie und psychiatrischer wie psychologischer Deutungsmuster im Kaiserreich eine grundlegende Studie zur Geschichte der Militärpsychiatrie im Kaiserreich hinzugefügt, welche die Genese bestimmter Deutungsmuster innerhalb des Militärs wesentlich erhellt und die an einer wissenschaftsgeschichtlichen Fragestellung entwickelten Ergebnisse in einen breite-

ren Rahmen sozial-, alltags- und vor allem auch neuerer geschlechtergeschichtlicher Fragestellungen einordnet.

Johannes Platz (Trier)

**RAINER CHRISTOPH SCHWINGES (HG.)
ARTISTEN UND PHILOSOPHEN
WISSENSCHAFTS- UND WIRKUNGS-
GESCHICHTE EINER FAKULTÄT VOM
13. BIS ZUM 19. JAHRHUNDERT**

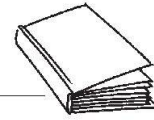
SCHWABE, BASEL 1999, 501 S., FR. 85.–

Trivial, so musste sich James Joyce einmal anhören, sei vieles in seinem Werk. Der Dichter konterte gewitzt: Manche seiner Mittel seien trivial, manche quadrivial. Trivium und Quadrivium bezeichnen je einen Teil, wörtlich einen «Weg», derjenigen Lerninhalte, die seit der Spätantike als *septem artes liberales* definiert waren. Trivial sind in diesem System der sieben freien Künste Grammatik, Rhetorik und Dialektik, quadrivial Arithmetik, Geometrie, Musik und Sternenlehre. Das in ihnen zusammengefasste Wissensprogramm galt seit der Spätantike als Elementarbildung des literaten Mannes und war dementsprechend allgemein konzipiert. Als sich in Europa die Universitäten seit dem Ende des 12. Jahrhunderts zu formieren begannen, bereitete der Unterricht in den *artes* auf das eigentliche Studium von Theologie, Jurisprudenz oder Medizin vor.

Der Tagungsband «Artisten und Philosophen» behandelt den Zeitraum von der Gründung der ersten Universitäten bis zur «modernen Forschungsuniversität». Die Beiträge gliedern sich in drei chronologisch strukturierte Teile, die sich an das konventionelle Epochenschema (Spätmittelalter, Frühe Neuzeit, Neuere Geschichte bis ins 19. Jahrhundert) anlehnen. Jedem dieser Teile ist eine eigene Zusammenfassung nachgestellt.

Orientiert man sich an den programmatischen Entwürfen intellektueller Ausbildung, dann könnte man sagen, dass die artistischen Kenntnisse in der Frühzeit der Universität als Fächer galten, die an sich noch zu nichts nutze waren, dass sie dann aber, nachdem sich die Artistenfakultät zur philosophischen Fakultät gewandelt hatte, gerade darin triumphieren, dass sie zu nichts nutze sind. Fichte stellt für die Universität seiner Zeit kategorisch fest: «Die Gelehrtschule ist durchaus Kunstschule, keine Schule für die Ausübung; [...]» Absolventen der philosophischen Fakultät, denen der universitäre Unterricht nur zur Ausbildung diene, sei «recht vernehmlich an ihr Ohr zu reden, dass sie ja nur verfehlte Gelehrte sind; dass um ihretwillen die Gelehrtenanstalten gar nicht da sind, sondern um eines Höhern willen, das sie eben nicht geworden sind». (343) Solche Proklamationen scheinen der heimliche Referenzpunkt für die meisten Autoren des Tagungsbandes gewesen zu sein.

«Artisten und Philosophen» lehren, die Legitimationsfigur des intellektuellen Selbstzwecks und der freien Selbstbestimmung, wie Fichte und viele andere sie formuliert haben, als Sublimierung einer spezifischen sozialen Lage und gerade nicht als Ausdruck persönlicher Interesselosigkeit wahrzunehmen. Die Distanz gegenüber dem Gerangel auf dem freien Arbeitsmarkt oder gegenüber subalternen Positionen in schulischen und anderen Behörden gehört zu den gepflegten Illusionen des modernen Professors und zum schönen Schein der modernen Universität, die sich zum Ort akademischer Freiheit erklärt. Gerade diesen Schein zu zerstören, darin sehen die Autoren der Neuesten Geschichte ihre Aufgabe (Stichweh, 335–350). Entzaubert wird der Glanz grosser Bildung und Kultur, wenn sich auf Grund statistischer Untersuchungen im akademischen



Ausbildungs- und Beschäftigungssystem Bedingungen zeigen, unter denen im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts die Vorstellungen geistiger Unbedingtheit propagiert werden (Titze, 351–374). Im 18. Jahrhundert entfernen die modernen Wissenschaften die Menschen aus der Schöpfungsgeschichte und stellen den kontinuierlich fortlaufenden Heilsplan ausserhalb des Erfassungsraumes ihrer Kategorien; Vorurteilslosigkeit ist Geschichtslosigkeit, so könnte man resümieren (Pross, 255–296). Die ketzerhafte Behauptung, dass nicht der revolutionäre Bürger, sondern «die freigeistige Haltung» des Adels die vorurteilslose Wahrheitssuche etabliert habe, ist zwar interessant, wird aber nicht durch die langwierigen, wenn auch lesenswerten Zitate gelehrter Kontroversen aus der Blütezeit der Akademien bewiesen.

Hier wie im Folgenden ist der Leser gut beraten, sich den Band durch die jeweiligen Zusammenfassungen zu erschliessen. Erst in v. Bruch's Resümee des neuzeitlichen Teiles zeigen sich die Konsequenzen der Entscheidung, Wissenschaft als professionalisiertes und professionalisierendes Gewerbe zu verstehen. Auch Rainer A. Müllers Zusammenfassung des mittelalterlichen Teiles tritt unter dem Titel «Zu Struktur und Wandel der Artisten- beziehungsweise Philosophischen Fakultät am Beginn des 16. Jahrhunderts» (143–159) wie ein eigenständiger Beitrag auf. Vieles was einer thematischen Einleitung zu wünschen gewesen wäre, formuliert er hier, er skizziert auch die historische Entwicklungslinie: Erst die Auslagerung der propädeutischen Aufgaben des klassischen Artistenunterrichts (altsprachliche Spracherziehung in Grammatik und Rhetorik) an die gymnasialen Schulen habe die Möglichkeit einer philosophischen Fakultät und damit der deutschen Hochschulen als eines eigenen Universitätstypus geschaffen. Etwas anders

als Christian Hesse (25–51) sieht Müller am Beginn des 16. Jahrhunderts eine akademisierte Leistungskultur entstehen, die neue Eignungsvorstellungen hervorgebracht habe. Nun fanden Artisten mit und ohne Studienabschluss zumindest in untergeordneten Verwaltungstätigkeiten eine Anstellung. Obwohl es, wie oft betont wird, nicht den Beruf eines akademischen Artisten gab – man ahnt hier das stumme Bedürfnis nach einer Herkunftsgeschichte des Intellektuellen –, weisen Hesses Untersuchungen für die württembergische und hessische Landesherrschaft «Artisten im Beruf» nach. Fast im Stil moderner *science studies* zeigt Christoph Schöner, welche Mathematik im artistischen Umfeld des 15. Jahrhunderts möglich war. Obwohl mathematische Kenntnisse zur Propädeutik der durchaus für nützlich erachteten Wissenschaften wie Medizin und Astrologie gehörten und fürstliches Wohlgefallen fanden, wurden die Artisten an ihren sprachpädagogischen Vorlieben nicht irre. Sie verzichteten darauf, einen eigenständigen mathematischen Unterricht im artistischen Programm dauerhaft zu implementieren, und verweigerten sich damit auf allgemeiner institutioneller Ebene einem aktuellen Trend herrschaftlicher Bedürfnisse und Wünsche. Schöner zeigt anhand dieses ideosynkratischen Potenzials der Artisten-Fakultät, wie unangemessen es ist, in Ermangelung anderer Erklärungsmodelle jeden Vorgang der Universitätsgeschichte unmittelbar aus utilitaristischen Motiven abzuleiten.

Ohne eigenes Anliegen präsentieren sich die Beiträge zur Frühen Neuzeit. Allgemeiner Fixpunkt ist die Aufklärung. Als ihr Vorbote wird der Humanismus begrüsst (Rüegg, 163–180), denn dieser habe den Habitus des selbstbezogenen Individuums ausbilden helfen, das sich «im inneren Gespräch über Zeit und Raum [...] für verantwortliches Handeln in der Gesellschaft» ertüchtigt.

Das Vorwort des Herausgebers verspricht, dass erlaubt ist, was gefällt, nämlich Disziplin- und Institutionengeschichte, sozial- und kulturgeschichtliche Aspekte. Dennoch soll den Band eines einen: «Was also haben Artisten und Philosophen eigentlich getan und geleistet – das ist die grosse Frage.» Verwunderlich angesichts dieser grossen Frage, dass Lehrpläne thematisiert werden oder dass Thesen aufgestellt werden wie etwa jene, dass im Spätmittelalter die Volkssprachen in der universitären Lehre im Gefolge des Grammatikunterricht eindringen (Schmidt, 53–61).

Der Band informiert in unterschiedlichen Belangen gut. Ihn hebt über andere Tagungsbände hinaus, dass er verschie-

dene Perspektiven auf sein Thema zulässt und koordiniert. Die Zusammenfassungen der Beiträge vollziehen vor den Augen des Lesers eine kritische Lektüre. Und selbst diese Ergebnisse der «Geschichte einer Fakultät» werden gleichsam wie durch einen Blick aus nächster Ferne relativiert. Das gesamte Tableau von Themen und Interpretationen wird durch zwei «Kommentare aus italienischer Sicht» (Sottili, 405–459 und Porciani, 461–475) in Kontrast gesetzt und um seine Selbstverständlichkeit gebracht. Was er aus dieser Möglichkeit macht, bleibt dem Leser selbst überlassen.

Sven Lembke (Freiburg i. Br.)

ALLGEMEINE BESPRECHUNGEN COMPTES RENDUS GENERAUX

ERIC HOBSBAWM (IN CONVERSATION WITH ANTONIO POLITO) THE NEW CENTURY

LITTLE, BROWN AND COMPANY, LONDON,
BOSTON, 2000, 176 P., £ 16.99.

DEUTSCHE AUSGABE:

DAS GESICHT DES 21. JAHRHUNDERTS

HANSER, MÜNCHEN 2000, 220 S., FR. 31.50

L'histoire peut-elle permettre de prédire l'avenir? Eric Hobsbawm pose cette question dès les premières lignes de ce petit livre. En termes plus subtils: il ne s'agit pas de dire la bonne aventure. Mais dans la mesure où il existe un lien entre les événements futurs et les événements passés, il est convaincu que l'historien doit pouvoir déceler les éléments les plus importants, identifier les grandes tendances, poser les principaux problèmes. Hobsbawm se livre à cet exercice dans une série de conversations avec Antonio Polito. La jaquette de l'ouvrage nous présente Eric Hobsbawm, mais ne nous dit rien d'Antonio Polito. Quelques lignes auraient été utiles, même si son rôle se limite à poser des questions. Le livre est divisé en six chapitres – en plus de l'introduction et de la conclusion – traitant successivement de la guerre et de la paix, du déclin de l'empire européen, du village global, de l'héritage de la gauche, des aspects sociaux et culturels (*homo globatus*), et des problèmes démographiques et écologiques (12 octobre 1999).

Je ne suis pas entièrement convaincu par la formule. La technique de l'interview se prête bien à l'article de magazine,

moins au livre, où trop de sujets sont abordés, les uns à la suite des autres, de façon inévitablement succincte. Et qui peut s'exprimer de façon convaincante sur tous les grands problèmes auxquels est confronté le monde à l'aube du nouveau siècle? Eric Hobsbawm y réussit assez bien, mais pas nécessairement pour les raisons qu'il invoque dans son introduction. Hobsbawm est indiscutablement l'un des plus grands historiens de la seconde moitié du 20^e siècle, mais ses réflexions sur le présent et le futur ne font souvent qu'indirectement recours à l'histoire – ce qui ne signifie nullement qu'elles soient dénuées d'intérêt. Il est impossible, dans le cadre d'un compte rendu comme celui-ci, de passer en revue ne serait-ce qu'une partie des thèmes abordés dans ce livre. Mais ses remarques sur la probabilité que la Chine devienne une grande puissance, sur les perspectives prometteuses de l'Inde en matière économique et culturelle, ou sur les limites intrinsèques au processus de globalisation – pour ne prendre que trois exemples – sont celles d'un intellectuel avisé et informé beaucoup plus que celles d'un historien professionnel. Bien sûr, Hobsbawm établit des parallèles – entre la globalisation d'avant 1914 et celle d'aujourd'hui, entre la position dominante de la Grande-Bretagne au 19^e siècle et l'hégémonie actuelle des Etats-Unis, et bien d'autres. Mais en dépit de leur perspicacité, elles restent à un niveau très général.

Et pourtant, Eric Hobsbawm reste toujours passionnant, stimulant, même si pas véritablement provoquant. Il y a d'abord le fait que sa réflexion, même sur les sujets très contemporains, reste pétrie

d'histoire, et c'est à ce niveau que l'enseignement de l'histoire prend tout son sens. Il y a ses connaissances, incroyablement variées. Il y a sa capacité à surprendre – comme dans son soutien à Jean-Paul II, tant pour son traditionalisme en matière religieuse comme pour son anti-capitalisme en matière sociale. Il y a enfin sa vision politique. Qu'Eric Hobsbawm puisse connaître un succès quasi médiatique au tournant du 21^e siècle tout en restant un historien marxiste est un phénomène assez remarquable, qui ne s'explique qu'en partie par les oppositions récentes au phénomène de mondialisation. J'ai eu la chance de faire ma thèse de doctorat sous sa direction à la fin des années 1970 et j'ai retrouvé dans ces entretiens l'extraordinaire lucidité qui me frappait tant lors de nos conversations. Hobsbawm n'a pas raison sur tout, sa nostalgie de l'âge d'or des Trente Glorieuses est probablement démodée, mais il a raison sur l'essentiel, en particulier sur le danger que représente l'accroissement des inégalités. Malgré d'inévitables désaccords et peut-être quelques moments d'irritation, confronter ses opinions avec les siennes ne peut conduire qu'à une plus grande profondeur de vues.

Eric Hobsbawm, comme à l'accoutumée, se livre peu. Il s'exprime pourtant sur le sens de son engagement personnel et a quelques beaux passages sur l'engagement politique et la pratique de l'histoire. Sa dernière phrase: «en cette fin de siècle, je ne peux pas envisager le futur avec grand optimisme», m'apparaît en porte-à-faux avec le reste du livre. Malgré ses nombreuses mises en garde, Hobsbawm semble plutôt reprendre à son compte la formule de Karl Marx selon laquelle l'humanité ne se pose que les problèmes qu'elle peut résoudre.

Youssef Cassis (Grenoble)

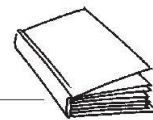
**ARAM MATTIOLI, MARKUS RIES
«EINE HÖHERE BILDUNG THUT
IN UNSEREM VATERLANDE NOTH»
STEINIGE WEGE VOM JESUITEN-
KOLLEGIUM ZUR HOCHSCHULE
LUZERN**

(CLIO LUCERNENSIS 7) CHRONOS, ZÜRICH 2000,
168 S., FR. 38.–

Da alcuni decenni la storia delle università e dell'insegnamento superiore ha subito un profondo rinnovamento metodologico, dovuto in buona parte all'apporto delle scienze sociali. I moderni studi sulle università e l'insegnamento superiore si interessano alla produzione e alla riproduzione delle élite, alle strategie di reclutamento degli studenti, alla gerarchia tra i vari ambiti scientifici, ai rapporti tra le istituzioni accademiche e le realtà politiche e socioeconomiche.

Questa evoluzione si è manifestata anche in Svizzera come testimoniano alcune pubblicazioni recenti, benché molte storie universitarie elvetiche si presentino ancora come manuali commemorativi vagamente autocelebrativi. Con questo breve studio, Aram Mattioli e Markus Ries dimostrano invece di aver pienamente recepito i nuovi orientamenti storiografici, benché formalmente sia un anniversario tondo a fornire lo spunto per la ricerca: i 400 anni dalla creazione, a Lucerna, di un istituto di studi superiori, un insegnamento filosofico e teologico quale divisione superiore di un collegio gesuitico.

Poiché questi quattro secoli di storia accademica lucernese sono stati, come avvertono gli autori stessi, una storia di ritardi e di occasioni perse, il filo conduttore del libro è costituito dalle circostanze politiche, intellettuali e sociali che hanno ostacolato molti piani per dotare Lucerna di un'università. Circostanze confessionali anche, poiché i progetti accademici lucernesi sono quasi sempre stati legati al



ruolo che la città e il cantone hanno avuto in seno al cattolicesimo svizzero.

Capitale della Svizzera cattolica all'epoca delle lotte confessionali, Lucerna avvertì la necessità di dotarsi di strutture accademiche per colmare il ritardo nei confronti dei cantoni riformati, in particolare Berna e Zurigo. Nell'ambito della controffensiva cattolica posttridentina fu perciò istituito nel 1573 un collegio affidato ai gesuiti. Nel 1600 il collegio fu dotato di una divisione teologica, ma la sua trasformazione in università o accademia con il privilegio di conferire i gradi si arenò per conflitti di competenza. Come quasi tutte le università di origine medievale e le scuole superiori nate nella scia della Riforma e della Controriforma, anche l'istituto superiore lucernese fu messo in crisi nel 18 secolo dall'emergere di nuovi ideali educativi e di nuove modalità di produzione e trasmissione del sapere. Una crisi aggravata, nel caso specifico, da fattori ecclesiastici e politici: la soppressione dell'ordine dei gesuiti e la fine della vecchia Confederazione.

Anche nel 19 secolo, i vari tentativi dei lucernesi di avere un'università degna del rango politico cui aspirava il cantone non ebbero gran fortuna. Fallirono i progetti «liberali» di creare un'istituzione moderna di indirizzo filosofico e politecnico, per ragioni molteplici: la posizione dominante della Chiesa cattolica e della tradizione teologica, l'esiguità del ceto borghese al quale si indirizzava l'offerta di formazione universitaria, la resistenza di vaste cerchie popolari rurali che non avevano nessun interesse allo sviluppo dell'insegnamento superiore. Le crescenti tensioni politiche e confessionali e il conflitto del Sonderbund mandarono a monte anche i tentativi di insediare a Lucerna una scuola superiore al servizio della Chiesa romana.

Nella seconda metà dell'Ottocento, quando le forze sconfitte nel 1848

tentarono di riorganizzarsi sul piano intellettuale e scientifico, Friburgo strappò a Lucerna la leadership politica e culturale in seno al cattolicesimo elvetico, creando nel 1889 la sola università cattolica del paese. Rispetto al militantismo cattolico della «Repubblica cristiana» friburghese di Georges Python, gli ambienti cattolici lucernesi furono svantaggiati dal loro atteggiamento moderato e di riconciliazione con le forze liberali. Le ambizioni universitarie lucernesi si trovarono così frustrate per circa un secolo: il paese disponeva ormai di una rete di istituti universitari più che sufficiente per soddisfare la domanda sociale di formazione superiore.

Quasi un terzo del volume è dedicato al progetto universitario lucernese dei decenni 1960 e 1970, nato sull'onda della formidabile crescita economica del dopoguerra, poi naufragato in seguito alla votazione popolare cantonale il 9 luglio 1978. Anche in questo caso l'iniziativa viene situata nel vasto contesto socioeconomico di quegli anni nei quali si sono manifestati nuovi bisogni in materia di formazione superiore. Sui motivi della sconfessione popolare gli autori insistono giustamente su un insieme di ragioni diverse, magari anche contraddittorie, e sul fatto stesso – a quanto pare una prima mondiale – che la creazione di un'università fosse decisa direttamente da una votazione popolare. Nel 1993 andò invece in porto, quasi senza opposizione, la creazione di una scuola universitaria con due facoltà: teologia cattolica e scienze morali.

Gli autori si premurano di orientare il loro studio in una prospettiva comparativa (quantunque limitata alla Svizzera tedesca) e non è un merito da poco nella storiografia dell'insegnamento superiore in Svizzera. Sarebbe infatti auspicabile superare gli studi monografici e mettere in cantiere ricerche d'insieme, anche

perché – in uno spazio relativamente ridotto ma vario e complesso come quello svizzero – si potrebbe in tal modo verificare l’impatto di tutta una serie di variabili sullo sviluppo dell’insegnamento superiore: struttura economica del cantone, lingua, confessione, costellazione delle forze politiche, ruolo dello Stato, influsso delle élite.

Marco Marcacci (*Monticello GR*)

STEPHAN MEYER
VORBOTE DES UNTERGANGS
DIE ANGST DER SCHWEIZER
ARISTOKRATEN VOR JOSEPH II.

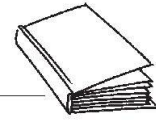
CHRONOS, ZÜRICH 1999, 416 S., FR. 68.–

Im Juli 1777 durchreiste Joseph II. inkognito die Eidgenossenschaft, nachdem er sich längere Zeit in Frankreich aufgehalten hatte. Die wahre Identität des «Grafen von Falkenstein» blieb indessen kaum verborgen. Sowohl die Schweizer Aristokraten wie auch die Bevölkerung wussten, um wen es sich in Tat und Wahrheit handelte. Ihre Reaktionen auf Joseph II. waren jedoch grundverschieden. Die Reise löste Gerüchte aus, veranlasste Briefwechsel und diplomatische Betriebsamkeit. Das Ereignis steht für die Befindlichkeit der Eidgenossenschaft gegen Ende des Ancien Régime, es verdichten sich gleichsam Ängste und Hoffnungen, Zweifel und Unsicherheit.

Noch war Joseph nicht der *revolutionary emperor* (Derek Beales), noch war er, seit 1765 Kaiser, erst Mitregent Maria Theresias über die österreichische Monarchie. Maria Theresia war es auch, die ihr begonnenes Reformwerk nur zögerlich fortsetzte, vor allem die Kirche nicht mehr so fest an die Kandare nahm. Einige wichtige Reformen, welche die Steigerung der Effizienz des katholischen Staats zum Ziel hatten, wurden jedoch weiter-

geführt. Zu den aufsehererregendsten Neuerungen gehörten die Abschaffung der Inquisition 1774 und die sozialen Verbesserungen, die als Reaktion auf die ungarischen Bauernaufstände von 1767 allenthalben Entlastung brachten. Schon vor der Mitregentschaft war es allgemein bekannt, dass Joseph die Macht des Adels brechen wollte. Er verstand es, sein Ansehen bei den Untertanen zu steigern, indem er beispielsweise selber einige Furchen pflügte. Fallen auch seine fundamentalen gesellschaftlichen Reformen, die den Begriff des «Josephinismus» prägten, in die Ära der Alleinherrschaft (ab 1780), so stand der Kaiser doch bereits 1777, beim gemeinen Mann zumindest, im guten Gerücht, hatte den Ruf, volksnah, gerecht, kurz: ein Herrscher nach dem Vorbild schlafender Könige zu sein.

Gerüchte kursierten auch in der Eidgenossenschaft. Es war die erste polnische Teilung, die den Aristokraten und gnädigen Herren Kopfzerbrechen bereitete. In erster Linie war es Joseph, dem man Annektionsgelüste zutraute. Albrecht von Hallers Brief an den württembergischen Regierungspräsidenten Eberhard von Gemmingen vom 1. Januar 1777 war durchaus repräsentativ für breite Teile der herrschenden Eliten: «Ich fürchte den Grafen v. Hapsburg, fürchte seine Reise nach Versailles, kenne seine Ansprüche [...] auf die halbe Schweiz, [...], fürchte das gute Gedachtnuss seiner Manifestmacher, die keinen noch so alten Anspruch vergessen, wann er auch tausendmal durch Tractaten beseitiget ist.» War es nicht die Pflicht der Hofjuristen, alte Rechtstitel so zu deuten, dass einer habsburgischen Restitution nichts mehr im Wege stand? Drohte der Eidgenossenschaft eine ähnliche Katastrophe wie Polen, war man überhaupt in der Lage, sich gegen expansionistische Grossmacht zu verteidigen? Eine nüchterne Analyse



der militärischen Stärke hätte aufgezeigt, dass gegen die Armeen der Habsburger nicht anzukommen war. Man flüchtete sich daher in die Beschwörung alteidgenössischer Kampftugenden, appellierte an die latenten Aggressionen gegen den Erbfeind, dem jede Schurkerei zuzutrauen war. In dieser von Ängsten dominierten Zeit wurde jeder Hinweis beachtet und hochgespielt, selbst der offensichtlich erpresserische Versuch eines gewissen Bouard aus Besançon, die Pläne «von einer wider die gantze Eidtgnoschaft angezettelten Negotiation» gegen Geld offen zu legen, wurde von der Berner Obrigkeit zuerst so ernst genommen, dass eine Note an Zürich erfolgte. Das Unvermögen, Gerüchte von Tatsächlichem zu unterscheiden, wäre an sich eine Aufgabe der Diplomatie gewesen, die jedoch augenscheinlich versagte.

Die beschworene alteidgenössische Freiheit galt nun leider nur für einen Bruchteil der Bevölkerung, in die Schlösser der habsburgischen Vögte waren in den Gemeinen Herrschaften eidgenössische Landvögte gezogen. Die Angst vor Untertanenrebellionen war allgegenwärtig, die Eidgenossenschaft war immer noch ein revoltenintensives Territorium. Daran konnte auch das brutale Vorgehen gegen Aufständische nichts ändern. Die Furcht vor Joseph war auch eine Furcht vor dem eigenen Untergang. So wurden die umstrittenen Bündnisverhandlungen mit Frankreich, wie Meyer in einem weiteren, aufschlussreichen Kapitel darlegt, nicht zuletzt aus der als bedrohlich empfundenen Lage heraus zu einem Abschluss gebracht. Der Untergang Johann Heinrich Wasers, einer der tragischsten Justizmorde der Schweizergeschichte, wurde ebenfalls durch die irrationale Furcht vor einer Invasion beschleunigt.

Argwöhnisch beobachtete man den Zuspruch, den der Kaiser von Seiten des gemeinen Manns erlebte, wie er zwar die

Gunst der Aristokraten da und dort verschmähte, sich aber auf Gespräche mit Handwerkern und Bauern einliess. Man wunderte sich ob der bescheidenen Kleidung des Monarchen, obwohl doch, wie der Berner Patrizier Niklaus Emanuel Tscharner in sein Tagebuch schrieb, «[...] das Leben ein Lustspiel [sei], wo jeder der einen Rollen zu spielen hat seinem Carakter gemäs sol gekleidet seyn». Neben der Bevölkerung waren es einzig gewisse Gelehrte, allen voran Johannes von Müller und Johann Caspar Lavater, die von Joseph begeistert waren. Lavater gelang es gar, eine Privataudienz zu erlangen und ein Porträt zu zeichnen. Der Physiognomiker vermerkte denn auch in seinen privaten Tagebüchern, um wieviel besser doch der Charakter Josephs gegenüber jenem von dessen Gegenspieler Friedrich II sei.

Stephan Meyer hat eine riesige Anzahl Quellen aus unzähligen Privatarchiven erschlossen, versteht es geschickt, Briefe und Gegenbriefe in seine Erzählung einfließen zu lassen. Auch viele Reiseberichte tragen dazu bei, dass sich die Arbeit wohltuend von einer Flut von Schriften abhebt, die Quellenarmut mit einem theoretischen Popanz zu kaschieren versuchen. Ängste vor dem Untergang und das Unbehagen, zwar von Freiheit zu sprechen, aber Bedrucker zu sein, projizierten sich auf den österreichischen Monarchen. Es sollte noch gut 20 Jahre dauern, ehe die republikanischen französischen Armeen dieser doppelzüngigen Geschlechterherrschaft ein Ende bereiteten.

Fabian Brändle (Basel)

JOSEPH JUNG
VON DER SCHWEIZERISCHEN
KREDITANSTALT
ZUR CREDIT SUISSE GROUP
EINE BANKENGESCHICHTE

NZZ-VERLAG, ZÜRICH 2000, 448 S., FR. 58.–

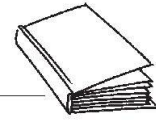
Die Credit Suisse Group, in deren Auftrag das Buch entstanden ist und deren Geschichte es behandelt, hat keine konventionelle Firmenfestschrift vorgelegt, sondern eine historische Studie mit Anspruch auf wissenschaftliche Seriosität. Die äussere Aufmachung des Werks ist gediegen, die Palette der angesprochenen Themen sehr breit. Einzelne Kapitel lesen sich wie eine bankbetriebswirtschaftliche Fallstudie, andere eher als historisch-soziologischer Beitrag über den Wandel der Führungselite eines multinationalen Finanzkonzerns. Die Finanzierung des Eisenbahnbaus und der Elektrifizierung im 19. und 20. Jahrhundert wird knapp dargestellt; mehr Tinte fliesst in die Analyse neuerer Trends wie dem globalen Investmentbanking oder der Allfinanz. Allein schon wegen dieser grossen Vielfalt an Themen und Beobachtungsebenen fragt man sich beim Durchblättern bald einmal: Worin bestand eigentlich der Forschungsauftrag?

Es war der Wille von Verwaltungsrat und Management der Schweizerischen Kreditanstalt (SKA), die Frage nach der Rolle der Schweizer Banken im Zweiten Weltkrieg «aktiv anzugehen», um Rechenschaft über diese Zeitperiode abzulegen. Dieses Ziel gab Mitte der 1990er-Jahre den Anstoss zur Arbeit, wie in der Einleitung nachzulesen ist. Die Leitung des Finanzinstituts verpflichtete den Konzernmitarbeiter Joseph Jung in der Folge zu einer umfassenden Aufarbeitung der Unternehmensgeschichte. Jung ist promovierter Historiker, Privat- und Gastdozent an Hochschulen des In- und Auslands und

te History and Archives» der Credit Suisse Group. Die Frage der Unabhängigkeit unternehmenseigener Forschung beantwortet er folgendermassen: «Gilt Wissenschaftlichkeit als oberstes Qualitätskriterium schlechthin, so ist unerheblich, ob Forschung von öffentlicher oder unternehmerischer Seite betrieben wird.» Immerhin wird sofort klar, von welcher Seite der Autor kommt.

Das Buch behandelt die Geschichte der Schweizerischen Kreditanstalt (SKA) von der Gründung im Jahr 1856 bis zur Gegenwart. Das unternehmensgeschichtliche Projekt hat sicherlich stark davon profitiert, dass parallel dazu für die internen und externen Nachforschungen über die «nachrichtenlosen Vermögen» ein modernes Konzernarchiv überhaupt erst eingerichtet wurde. Dabei kamen Ressourcen zum Einsatz, die üblicherweise für historische Forschung nicht zur Verfügung stehen. Zusätzliches Material brachte die Befragung von Zeitzeugen ein, darunter viele ehemalige und aktive Führungspersonen der Bank. Die Liste der Danksagungen an in- und externe Gesprächspartner und Informanten am Schluss des Buches ist entsprechend lang. Dort finden sich auch die Namen der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des von Jung geleiteten Ressorts. Die Rechercheleistungen des Teams verdienen Respekt.

Der erste Teil der Arbeit bietet einen historischen Abriss der Unternehmensgeschichte, wobei bereits in diesem Durchgang durch den Stoff die Darstellung der Konzernentwicklung seit den 1930er-Jahren verstärkte Aufmerksamkeit erfährt. Vertieft wird in diesem Rahmen die Analyse der Geschäftstätigkeit während der nationalsozialistischen Herrschaft in Deutschland. Zu diesem Problemfeld präsentiert das Buch zahlreiche neue Fakten und hält mit differenzierter Kritik an den Verhaltensweisen der Bank nicht zurück. Genannt wird etwa die Mit-



wirkung der SKA und anderer schweizerischer Kreditinstitute bei der «Arisierung» von Eigentum deutscher Juden und bei der Durchführung von Zwangsüberweisungen, die zur faktischen Enteignung der NS-Verfolgten führten. Die damalige Führungselite der Schweizer Banken habe ihre politische und moralische Verantwortung in einigen Fällen zu wenig wahrgenommen; man sei dieser Verantwortung schlicht nicht gewachsen gewesen, urteilt der Autor. In der Nachkriegszeit hätten die Banken zudem in einer wichtigen Problematik, dem Umgang mit den seit Kriegsende nachrichtenlosen Vermögen, zu wenig Sensibilität und Entschlossenheit gezeigt.

Der zweite Teil des Buchs bezeichnet drei «strategische Pfeiler», auf die sich die Aktivitäten der SKA seit der Mitte der 1970er-Jahre zunehmend konzentrierten: den Stammmarkt Schweiz, das globale Investmentbanking und die Allfinanz. Die traditionellen Stärken der Bank lagen im Devisen- und Edelmetallhandel, im Grosskundengeschäft und vor allem im Emissionsgeschäft. Die grosse Platzierungskraft war bis in die 1970er-Jahre ein «Trumpf der SKA», wie Jung schreibt. In Rückstand gegenüber der Konkurrenz geriet die Bank jedoch im Retailbanking. In der Periode von 1966–1976 drang die Kreditanstalt in diesen Wachstumsmarkt nur zögerlich vor, während die anderen Grossbanken rascher dazu übergingen, die Kundengelder der breiten Bevölkerung aufzunehmen und neue Ersparnisprodukte über das Filialnetz zu vertreiben. Erst nach dem Umbau zur SKA/CS Holding Ende der 1980er-Jahre holte der Konzern das Versäumte auf. Es gelangen bedeutende Akquisitionen im helvetischen Heimmarkt, darunter im Jahr 1993 die Übernahme der Schweizerischen Volksbank, damals die Nummer vier unter den Grossbanken des Landes.

Im Zeichen der Internationalisierung der Finanzbranche in den 1970er-Jahren baute die SKA ihre Auslandaktivitäten stark aus. Die Bank erwirtschaftete 1983 bereits rund einen Viertel ihres Erfolgsbeitrags ausserhalb der Schweiz. In den 1980er- und 1990er-Jahren trat sie als eine bedeutende Kraft im internationalen Investmentbanking auf, das sich schwerpunktmässig in New York und London abspielte. Wie Jung im Kapitel über die Allfinanz darlegt, haben sich die traditionellen Trennlinien zwischen dem Bankgeschäft und anderen Finanzdienstleistungen mittlerweile weitgehend aufgelöst. Schon früh reagierte der SKA-Konzern auf diesen Trend und integrierte Versicherungsleistungen in ihr Angebot. Durch den Zusammenschluss mit der «Winterthur»-Versicherung 1997 avancierte der Konzern zu einer der weltweit führenden Allfinanzgruppen.

Der Autor stellt den dritten und abschliessenden Teil seiner historischen Analyse unter den Titel «Paradigmenwechsel». Nachdem die SKA in der Nachkriegszeit in ein eher gemächliches Entwicklungstempo gefallen sei, habe der «Fall Chiasso» wie ein heilsamer Schock auf das Institut gewirkt. Dieser Finanzskandal von 1977 ging auf massive Kompetenzüberschreitungen und kriminelle Geschäfte der Tessiner SKA-Filiale zurück. Er erregte in der Öffentlichkeit grosses Aufsehen und brachte den gesamten Schweizer Bankenplatz in Verruf. Die Bewältigung der Affäre wird von Jung gewissermassen als Lehrstück der erfolgreichen Krisenintervention dargestellt. Die strategische Neuausrichtung der SKA Mitte der 1970er-Jahre erscheint als dramatischer Wendepunkt in der Geschichte des Unternehmens. Die Bank sei unter dem Druck der Krise zu neuen Ufern aufgebrochen und habe sich in der Folge vom Zürcher Traditionsinstitut zum internationalen Finanzdienstleister gewandelt. ■ 191

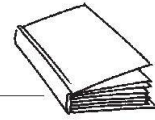
Dieser Paradigmenwechsel zog darüber hinaus die Entwicklung neuer Formen der Finanzmarktregulation nach sich. Als in Reaktion auf «Chiasso» der Ruf nach einer schärferen Bankenaufsicht laut wurde, konterten die in der Bankiervereinigung organisierten Branchenvertreter mit einer verstärkten Selbstregulierung.

In der Corporate-History-Abteilung der Credit Suisse Group ist seit der Publikation des Buchs über die SKA bereits ein zweites Werk von Joseph Jung in ähnlicher Aufmachung zur Geschichte der «Winterthur Versicherung» erschienen. Offenbar hat die breite Debatte über die Rolle des Schweizer Finanzplatzes im Zweiten Weltkrieg als Katalysator gewirkt und die Forschungs- und Publikationstätigkeit des Konzerns stark angeregt. Mit weiteren Veröffentlichungen der Gruppe zum Thema darf gerechnet werden, war doch die Erschliessung und Auswertung des umfangreichen Quellenmaterials der SKA durch die Konzernforscher erst ein Anfang. Die Credit Suisse hat damit ein Zeichen der Öffnung gesetzt.

Noch im laufenden Jahr wird die Unabhängige Expertenkommission: Schweiz – Zweiter Weltkrieg, die dank gesetzlichen Vollmachten ebenfalls mit den privaten Archivmaterialien der Banken arbeiten konnte, ihre Resultate publizieren. Auch danach dürfte es leider so bleiben, dass interessierte Historikerinnen und Historiker nur in Ausnahmefällen freien Zugang zu den unternehmenseigenen Quellen erhalten werden. Die sprichwörtliche Diskretion der Schweizer Bankiers verträgt sich eben nur sehr bedingt mit unabhängiger Geschichtsforschung. Der Widerspruch zwischen dem Wunsch nach Transparenz und dem Willen zum rigorosen Schutz des Bankgeheimnisses lässt sich nicht leugnen und vermutlich auch nicht ganz auflösen. Dieser Konflikt ist eine Konstante bankhistorischer For-

schung und verlangt nach Kompromissen und einer Abwägung der Interessen. Den Auswirkungen solcher Interessenabwägungen begegnet man auch bei der Lektüre des Buches über die SKA. So präzise die Analyse der Geschäftstätigkeit in vielen Fällen auch ausfällt, die Kunden werden kaum je namentlich genannt – auch dann nicht, wenn es sich, wie im Kapitel über die Zeit des Zweiten Weltkriegs, bei den erwähnten Kunden um Vertreter des NS-Regimes handelte, die an den Nürnberger Prozessen verurteilt wurden. Viele Leser dürfte diese Anonymisierung etwas irritieren. Sie erschwert es ausserdem, dass Wissenschaftler die verfügbaren Informationen mit zusätzlichen Forschungsergebnissen verknüpfen können. Dessen ungeachtet ist das Buch ein spannend geschriebener und wegweisender Beitrag zur schweizerischen Bankengeschichte. Das Werk setzt Massstäbe in der wissenschaftlichen Verarbeitung des Quellenmaterials und weckt die Frage, ob der nun erschlossene Fundus an privaten Archivmaterialien nicht auch für weitere Forschungsvorhaben zugänglich gemacht werden könnte. Wie schreibt Jung doch so treffend: «Gilt Wissenschaftlichkeit als oberstes Qualitätskriterium schlechthin, so ist unerheblich, ob Forschung von öffentlicher oder unternehmerischer Seite betrieben wird.»

Jan Baumann (Zürich)



**PETER PFRUNDER (HG.)
VOM STAUNEN ERZÄHLEN
HANS PETER KLAUSER.
FOTOGRAFIEN 1933–1973**

SCHWEIZERISCHE STIFTUNG FÜR DIE FOTOGRAFIE
UND OFFIZIN VERLAG, ZÜRICH 1999, 184 S.,
ZAHLREICHE ILLUSTRATIONEN, FR. 65.–

Hans Peter Klauser (1910–1989) hat die späte Würdigung seiner Arbeiten nicht mehr erlebt. Zehn Jahre nach seinem Tod hat die Schweizerische Stiftung für Photographie – als Nachlassverwalterin – dem Fotografen aus der Generation von Staub, Senn und Frei eine Ausstellung gewidmet. Der begleitende Katalog ist eine eigentliche Werkschau, die Klausers Arbeiten in grosser Zahl zugänglich macht. Die ebenso einfühlsamen wie informativen Texte zeichnen das Bild eines aussergewöhnlich sensiblen Menschen, der von sich selber wusste, dass es die Berührung der Seele ist, die gute Bilder macht. Klauser hat sich berühren lassen: von ausdrucksstarken Gesichtern, von nächtlichen Lichtern über dem verschneiten Zürcher Bürkliplatz, vom Morgentau im Appenzellerland. Er hatte ein Sensorium für die atmosphärische Dichte flüchtiger, zufälliger Momente, und er hat gelegentlich auch viel darum gegeben, diesen richtigen Moment der wirklichen Ausstrahlung einfangen zu können. «Vom Staunen erzählen», das trifft sein Anliegen, seinen Motor. Aus dieser kreativen Energie sind in den 1930er- und 1940er-Jahren Bilder entstanden, die auch Jahrzehnte später in ihrer Unmittelbarkeit berühren. Klauser zeigt uns Miniaturen aus dem so genannten unspektakulären Alltag, eine Rarität. Mit Klauser ist man nah dran, mitten drin und doch wie unbemerkt. Das Gebot von Gotthard Schuh, seinem Lehrmeister, «dass bei einer menschlichen Szene niemand die Kamera bemerkt», war ihm eine Richtschnur. Monumentales war ihm dagegen fremd.

Er war ein «Kleinmeister in einer Zeit des Grössenwahns», wie Guido Magnaguagno treffend formuliert, und das war gleichzeitig sein Verhängnis. Gefragt waren Reportagen, etwa für die Zürcher Illustrierte, oder mindestens dramatisierende Aufnahmen von Arbeitslosigkeit, Not, Armut. Klauser zeigt uns eine andere und nicht weniger «wahre» Schweiz der 1930er- und 1940er-Jahre. 1943 erhielt er den Auftrag, für die Reihe «Volkserbe der Schweiz» ein Buch über das Appenzellerland zu machen. Es sollte seine wichtigste Arbeit werden. Mehrere Monate war er mit dem Velo unterwegs, durchstreifte Dörfer, führte Gespräche und setzte seine Kamera regelrecht als Forschungsinstrument ein, – einen ethnografischen Ansatz vorwegnehmend, wie Peter Pfrunder anmerkt. Die Briefe an seine Frau, gleichzeitig seine Feldnotizen für den später zu schreibenden Buchtext, sind im Anhang wiedergegeben und zeigen einen Klauser, für den das Appenzellerland zum Ort des Eintauchens wurde, zu einer Aufgabe wie geschaffen für fotografische Ausdrücke gemäss seiner Überzeugung, «dass erst die Stimmung den Erscheinungen die überzeugende Kraft gab». Sein dokumentarischer Stil war deklariert subjektiv, und es ist vielleicht dieser von Pfrunder subtil herausgehobene Aspekt, der seine Bilder aus dem Appenzellerland noch heute «gültig» erscheinen lässt.

Seelisch berührt und mit Respekt ging Klauser auch einem zweiten bedeutenden Auftrag während der Kriegsjahre nach. Er hatte Flüchtlingskinder zu fotografieren und empfand, «diese ausdrucksvollen Kindergesichter [...] im schönen natürlichen Licht des Bahnwagens aufzunehmen» als «eine erschütternd schöne Aufgabe». Wir sehen sehr traurige, aber auch vorsichtig lächelnde und sogar entspannte Kindergesichter, denen Klauser nie zu nah tritt, nie die Würde nimmt. Roland Gretler nimmt sie zum Anlass, um dar-

über nachzudenken, wie Klausers Aufnahmen und Fotos generell heute zum Geschichtsverständnis beitragen können. Und er kommt zum Schluss, dass Klausers Bilder zu den «einfühlsamsten» des Genres gehören, heute aber auch die wenig ruhmreiche Praxis des Schweizerischen Roten Kreuzes, jüdische Kinder nicht zuzulassen, in Erinnerung rufen können. Fotos können, so Gretler, nicht Erinnerung sein, sondern Erinnerung anstossen beziehungsweise kollektiv Erinnertes abrufen, – auch wenn das Bild etwas anderes abbildet.

Nach 1945 scheint Klausner seine kreative Energie ganz der technischen Seite des Fotografierens gewidmet zu haben, seiner schon früh vorhandenen «optisch-fotografischen Sucht», wie er es selber bezeichnete. Sie war gewissermaßen die andere Passion des subjektiven Dokumentalisten auf der Suche nach besten technischen Voraussetzungen. Martin Gasser porträtiert Klausner als technisch versierten Erfinder, der bereits während der Kriegsjahre an einer Spiegelreflexkamera tüftelte, aber keinen interessierten Produzenten fand. Bekanntlich wurde dann Zeiss in Jena zu deren Erstproduzentin. Erfolgreicher war er mit dem Orthoklin-Verfahren (1954), das die Herstellung von Grossvergrößerungen erlaubte. Sein eigentliches Brot verdiente er aber als Porträtfotograf, zeitweiliger Werkfotograf bei Oerlikon Bührle und mit sporadischen Aufträgen.

«Vom Staunen erzählen» hat einen Fotografen dem Vergessen entrissen, und es legt uns Bilder und eine ganze Welt auf den Tisch, die auch uns ins Staunen versetzen, vor allem aber am Vergessen hindern werden.

Beatrice Schumacher (Basel)

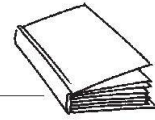
JEAN-DANIEL MOREROD
GENESE D'UNE PRINCIPAUTE
EPISCOPALE
LA POLITIQUE DES EVEQUES
DE LAUSANNE (IX^E–XIV^E SIECLE)

(COLL. BIBLIOTHEQUE HISTORIQUE VAUDOISE 116)

BIBLIOTHEQUE HISTORIQUE VAUDOISE,

LAUSANNE 2000, 650 P., FR. 72.–

Existant dès le début du 6^e siècle, le diocèse de Lausanne a été créé plus d'un siècle après les diocèses de Genève et de Sion dont il reprit une partie des terres. L'évêque de Lausanne cumula dans sa personne deux pouvoirs, l'un inhérent à sa fonction d'homme d'Eglise, le pouvoir spirituel, l'autre, le pouvoir temporel dont les premiers signes datent du 9^e siècle. C'est moins la combinaison de ces deux puissances que leur forme d'expression qui donne à l'histoire de l'évêché de Lausanne son originalité. D'un côté, le diocèse de Lausanne comptait en 1228 quelque 300 paroisses, réparties sur 8000 kilomètres carrés appartenant à la majeure partie de l'actuelle Suisse romande et s'étendant aux confins alémaniques des cantons de Berne et de Soleure. Il était peuplé, en 1416, d'environ 115'000 habitants. D'un autre côté, la principauté de Lausanne comprenait des territoires dispersés (la population est estimée au début du 14^e siècle à 10'000 habitants, elle devait être le double un siècle plus tôt) avec quatre centres majeurs: Lausanne, Avenches, Curtelles et Bulle, englobés entièrement dans les territoires contrôlés par le comte de Savoie. Fait important, ces terres étaient situées exclusivement dans la partie française du diocèse, elles ne faisaient pas nécessairement contre-poids aux autres puissances seigneuriales et laïques qui se partageaient le reste du territoire du diocèse, parmi lesquelles les villes de Berne, de Fribourg et de Soleure. Autrement dit, là où les limites du diocèse dépassent largement les possessions de la



Savoie, celles de la principauté y sont complètement enclavées.

C'est en ayant constamment à l'esprit cet arrière-fond que Jean-Daniel Morerod développe ses constats et livre ses explications. Sa thèse est exemplaire à plus d'un titre. Elle se démarque tant par son thème que par sa construction des approches dominantes depuis le début des années 1940 de l'histoire médiévale du Pays de Vaud, empruntées à l'histoire du droit et des mentalités et à l'art monumental. Sans qu'on puisse les comparer du point de vue de la richesse des recherches documentaires et de l'idéologie qui les sous-tend, elle est le pendant de l'ouvrage de Richard Paquier *Le Pays de Vaud. Des origines à la conquête bernoise*, paru en 1942, et privilégiant le rôle de la Maison de Savoie aux dépens de celui de l'évêque. Il faut lire les pages introductives, et les états documentaires et de la recherche (9–38) pour mesurer l'apport impressionnant des investigations de Jean-Daniel Morerod. Nous n'hésitons pas à tenir sa thèse à la fois pour une somme et une synthèse, appelée à être dorénavant la publication de référence de l'histoire du Pays de Vaud des origines à 1350.

Fin connaisseur des fonds d'archives dont il publie 44 témoins en annexe de son travail, Jean-Daniel Morerod retrace de manière précise et intelligente quatre siècles d'histoire de la principauté épiscopale de Lausanne; il en souligne chaque étape, les heurs et les malheurs et les progrès. L'origine des droits publics de l'évêque remonte à la fin du 9^e siècle, soit à la période du royaume rodolphein auquel l'évêque doit l'essentiel de sa puissance et de sa renommée. Les années 1300 voient la formulation des rapports juridiques entre l'évêque, ses fidèles et ses sujets. Constamment compris dans les enjeux de la Papauté et de l'Empire dont il dépend depuis les années 1030,

l'évêque de Lausanne doit combattre dès la fin du 12^e siècle la montée en puissance de la Savoie au nord du lac Léman. A la capitale des terres savoyardes, en Pays de Vaud, Moudon, il opposa la force de Lausanne qui réunissait sur elle les fonctions de capitale spirituelle du diocèse et temporelle des possessions épiscopales. Il imposa ses pratiques au travers de sa monnaie, sa coutume, les usages de sa chancellerie, il fit valoir des personnalités attachées à leurs prérogatives contre tous les candidats que les comtes de Savoie chercha à lui imposer. Il put s'appuyer sur le concours des Habsbourg au plus fort des luttes contre les comtes de Savoie (1250–1310); une fois délaissés par ceux-ci, il trouva les termes d'un compromis politique avec les princes de Savoie, dans un partage équilibré de leur juridiction (pariage). Au milieu du 14^e siècle, l'évêque parvint à un équilibre institutionnel et territorial avec la Savoie, qui allait demeurer stable pendant près de 150 ans. De plus, dès 1350, les habitants des terres épiscopales sont considérés comme un seul groupe de sujets, certes dispersés géographiquement, mais placés sous une seule administration et dans le même bailliage, celui de Lausanne.

En consacrant plus de la moitié de l'ouvrage à narrer l'histoire des évêques, Jean-Daniel Morerod revisite l'ensemble des publications parues à ce jour dont il redresse de nombreuses erreurs; il investit de manière perspicace les fonds d'archives. La qualité et la densité de son questionnement modifient lourdement et de manière convaincante de nombreux acquis, il fournit des explications novatrices et stimulantes sur de nombreux événements, en particulier ceux liés aux évêchés de Roger Vico Pisano (1178 à 1212) et Pierre d'Oron (1313–1323), et sur la personnalité de nombreux évêques – les portraits des évêques Henri I^{er}

(985–1018), Lambert de Grandson (1090–circa 1097), saint Boniface (1231–1239) sont particulièrement re-touchés; il évalue pour la première fois les revenus de la mense épiscopale, en montre les pôles forts autour de Lausanne et de Lavaux, souligne la constance de l'action des évêques, fait ressortir les ramifications de l'histoire locale avec l'histoire régionale et européenne – il reprend de fond en comble la date et la signification des reconnaissances du prévôt envers l'évêque, attribuée désormais au règne de Roger de Vico Pisano, en 1212, et non plus en 1144, et la compréhension des relations antagonistes entre les Habsbourg et les Savoie, durant la seconde moitié du 13^e siècle.

Au clair sur les enjeux politiques, et disposant d'un cadre événementiel rigoureux, l'auteur fournit, dans la seconde partie de sa thèse, les réponses à l'émergence et à la survie de la principauté épiscopale de Lausanne: mise en place de structures fortes et calquées sur celles de la Savoie dès les années 1250, harmonisation de la gestion de l'ensemble des terres qui composent la mense épiscopale, réseau vassalique au travers des hommages prêtés aux évêques. Malgré la disproportion des moyens, l'évêque de Lausanne résista à tous les assauts de la Savoie, sut conforter sa présence et son pouvoir. Il joua de sa qualité de prince d'Empire pour contrecarrer les tentatives d'accaparement de la puissance publique par les comtes de Savoie. Certes, l'état épiscopal n'était pas parfait, oublieux des droits de ses sujets, sauf à Lausanne, où l'évêque dut reconnaître, après l'avoir brisée dans le dernier quart du 13^e siècle, l'organisation communale de Lausanne. Mais il sut trouver les raisons de sa légitimité et de sa pérennité dans la force emblématique de la cathédrale et du culte marial, le prince temporel se retranchant derrière les pouvoirs conférés au prince

spirituel, ou plutôt trouvant en eux les fondements de son autorité.

En consacrant les dernières pages de sa thèse à la force spirituelle et pastorale de l'évêque, l'auteur démontre la fonction charismatique et sacrée de la personnalité de l'évêque, à la fois crainte et vénérée. C'est sans doute dans cette réalité qu'il faut constater la suprématie de l'évêque de Lausanne sur ses concurrents, et sa légitimité indépendante de tout pouvoir laïque. Sachons gré à Jean-Daniel Morerod de n'avoir négligé aucun aspect de sa recherche pour refaire le parcours étonnant, voire inattendu, de l'existence de la principauté épiscopale de Lausanne.

Gilbert Coutaz (Lausanne)

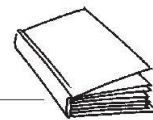
**FABIENNE TARIC ZUMSTEG
LES SORCIERS A L'ASSAUT
DU VILLAGE GOLLION (1615–1631)**

(COLL. ETUDES D'HISTOIRE MODERNE 2)

EDITION DU ZEBRE, LAUSANNE 2000, 360 P., FR. 48.–

Deuxième ouvrage issu d'un mémoire de licence et édité dans la collection d'Etudes d'histoire moderne, le livre *Les sorciers à l'assaut du village Gollion (1615–1631)* de Fabienne Taric Zumsteg se consacre à la répression de la sorcellerie dans un petit village d'environ 200 habitants, où entre 1615 et 1631, 6 affaires différentes mettent en cause 38 personnes du village (18 hommes et 20 femmes), dont 25 seront exécutées. (155–156)

Dans la première partie de son ouvrage, Taric Zumsteg expose les rouages juridictionnels et procéduraux de cette chasse et ensuite analyse finement les relations sociales des individus impliqués dans ces persécutions. Elle décrit avec clarté les rivalités villageoises et familiales qui sont à l'origine des procédures



devant la juridiction locale. En étudiant plus particulièrement la famille Semossaz de Gollion qui entretenait des liens conflictuels avec les habitants et les seigneurs locaux, elle parvient à mettre en évidence que ce cas impliquant bon nombre de personnes d'une même famille (près de 30 pour cent de la totalité des sorciers brûlés) est un exemple emblématique des animosités villageoises qui génèrent les accusations de sorcellerie. Signalant les nombreuses tensions sociales pouvant être à l'origine de ces dénonciations (jalousie, conflits familiaux, problème d'héritage etc.), elle dresse un intelligible tableau des mécanismes relationnels tout en s'attachant à montrer les réponses judiciaires qu'apportent les autorités locales.

Cette chasse aux sorciers est limitée géographiquement, puisque pour la période 1615–1631, dans la Seigneurie de l'Isle, elle est circonscrite au seul village de Gollion. Synthétisant les causes de ces persécutions qui s'abattent précisément à cet endroit, l'auteur énonce que l'épidémie de peste accompagnée de la disette, la politique d'austérité de Berne à l'égard de ses sujets, la criminalité latente (en effet nombre de cas de sorcellerie seront couplés à des délits de vol, homicide, etc.), les conflits sociaux dans la population locale, sont à l'origine de ces procès. Assurément décelables dans d'autres villages alentour, toutes ces causes énoncées ne constituent pas la clé de compréhension de cette répression qui est spécifique au village de Gollion durant les premières années du 17^e siècle. En effet, la raison de cette vague répressive réside probablement dans le zèle du châtelain local qui détient l'autorité administrative et judiciaire, durant cette période. Passant rapidement sur son comportement, l'auteur affirme que Jean-François Escherny possède un rôle majeur dans le déclenchement de cette épidémie. Cherchant à imposer les droits de son seigneur, il assoit

le pouvoir judiciaire de la Seigneurie de l'Isle dans la juridiction de Gollion qui a fait l'objet de controverses de la part du seigneur voisin. Par ailleurs, les moyens répressifs utilisés par la justice locale répondent aux demandes villageoises et à celles des élites en mettant en branle la machine judiciaire qui permet à la fois de prouver les délits de sorcellerie et de confronter les théories démonologique à la pratique.

La seconde et volumineuse partie de cette monographie est une retranscription des procès intentés contre les villageois de Gollion, accusés de sorcellerie. Ensuite viennent des notices biographiques très complètes ainsi qu'un récapitulatif des affaires de sorcellerie et des autres contentieux poursuivis.

Le livre de Fabienne Taric Zumsteg est un intéressant ouvrage de micro-histoire qui rend saillant le poids de la population locale dans le processus de répression de la sorcellerie.

Françoise Briegel (Genève)

ANNE PHILIPONA ROMANENS LE DEVELOPPEMENT DU SKI DANS LE CANTON DE FRIBOURG (1930–1960)

(COLL. AUX SOURCES DU TEMPS PRESENT 5)

CHAIRE D'HISTOIRE CONTEMPORAINE

DE L'UNIVERSITE DE FRIBOURG, FRIBOURG 1999,

226 P., FR. 39.–

Que ce soit par le nombre de ses pratiquants ou par son rôle économique et social, voire politique, le ski occupe en Suisse la place de véritable sport national. Il constitue donc un objet d'étude que les historiens ne peuvent négliger; d'où l'intérêt de l'ouvrage d'Anne Philipona Romanens qui aborde l'histoire du ski en Suisse par l'exemple de son développement dans le canton de Fribourg de 1930

à 1960. La création et le développement du ski au niveau des ski-clubs et des associations, les impulsions au niveau de l'Etat, la fonction sportive du ski et enfin sa fonction sociale sont les quatre chapitres par lesquels l'auteure traite son sujet.

Les débuts de la pratique sportive et associative du ski dans le canton de Fribourg vont se faire autour de clubs fondés dans les bourgs gruyériens, Bulle en 1917, Broc en 1919. Dès le milieu du siècle, les villages des Préalpes auront presque tous leur ski-club. Le profil des pionniers reste difficile à cerner, mais à l'exemple du ski-club de Broc qui se développe suite à l'implantation dans ce village de la fabrique de chocolat Cailler, l'arrivée en Gruyère d'une population extérieure et d'origine citadine a joué un rôle prépondérant dans le développement du ski. Comme dans d'autres sports, tel le football par exemple, le ski semble avoir été prisé dans les milieux des classes moyennes «techniciennes» autant à la recherche de nouvelles sensations que de nouveaux moyens de socialisation et de distinction. Ce sont d'ailleurs les ski-clubs des chefs lieux de districts fribourgeois, Fribourg, Bulle et Châtel-St-Denis qui vont être d'abord les plus actifs.

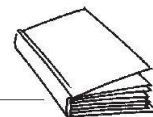
L'étape suivante dans le développement du ski fribourgeois est constituée par le regroupement des ski-clubs au sein de fédérations. Une étape difficile: il apparaît rapidement que les clubs tiennent à conserver un caractère régional et linguistique. Trois fédérations sont ainsi fondées, la Fédération des clubs de ski de la Gruyère en 1937, l'Association cantonale fribourgeoise des clubs de ski en 1944 et la Deutsch-freiburgischer Skiverband en 1946. Ces fédérations mettront également du temps à rejoindre la FSS (Fédération suisse de ski), toujours par crainte d'une assimilation à un niveau supérieur. Il

ces trois fédérations fribourgeoises fusionnent en une seule association cantonale.

Anne Philipona Romanens fait bien ressortir le rôle de l'Etat dans le développement du ski de compétition. L'Etat émerge en fait comme l'acteur prépondérant de ce développement à travers deux institutions intimement liées, l'armée et l'Instruction préparatoire (IP). Cette dernière, mise en place suite à une Ordonnance fédérale du 1er décembre 1941, a pour but de préparer les jeunes suisses au service militaire. Dans le canton de Fribourg, l'IP va donner à l'enseignement du ski une place de plus en plus importante. Par le biais de camps de skis organisés soit par elle-même soit par des institutions déjà existantes (écoles et scouts par exemple), l'IP va donner la possibilité à de nombreux jeunes fribourgeois de découvrir le ski. Le but des camps de l'IP n'est pas que de fournir un enseignement technique du ski, mais également un enseignement civique, patriotique, et également sur la santé et l'hygiène. Ces camps forment enfin de nouveaux moniteurs qui contribuent à leur tour au développement du ski dans le canton.

En 1930, deux régiments d'infanterie fribourgeois sont rattachés aux troupes de montagne, ce qui va encore augmenter la pratique du ski parmi la population fribourgeoise non seulement parmi les soldats qui devront apprendre et pratiquer le ski sous les drapeaux mais également du fait que l'armée va être une grande organisatrice de concours de patrouille à skis et de courses. Ces compétitions sont prises par les journaux et remportent un gros succès public.

Mais le ski dans l'armée n'a pas qu'une importance purement sportive. Sport alpin, le ski est associé au mythe d'une Suisse montagnarde et n'a aucune peine à entrer dans le cadre de l'idéologie de la Défense nationale spirituelle. Il y a



«synergie entre le ski militaire et le ski civil». La transformation des régiments fribourgeois en régiments de montagne contribue, à partir de 1930 à la naissance de nombreux ski-clubs et au développement des compétitions militaires et civiles.

Dans une perspective sociale, le ski dans le canton de Fribourg sera jusqu'à la fin des années 1920 réservé à une certaine élite citadine alors que la FSS s'efforce déjà, dans le reste du pays, de faire connaître le ski à tout le monde. C'est en fait l'armée qui contribuera le plus à la popularisation de ce sport. Quant à l'Eglise, si elle renâcle parfois au sujet des courses pratiquées le dimanche matin elle semble cependant avoir adopté une attitude favorable par rapport au ski. D'ailleurs, les valeurs défendues par ce sport, comme l'éducation morale, le patriotisme, la vie saine loin des tentations de la ville, sont loin d'être incompatibles avec celles de l'Eglise. La pratique du ski ainsi que sa sociabilité (clubs, concours, sentiment d'appartenance à un groupe cultivé par les

réunions en cabanes et les insignes des clubs, le rôle de l'armée) font que le ski va rester longtemps un sport essentiellement masculin. Les jeunes filles ne sont pas encouragées à faire du ski, bien que des clubs se soient formés à la fin des années 1920 et que les ski-clubs ne leurs soient pas expressément fermés. C'est en fait un ski différent que vont développer les femmes, nous dit Anne Philipona Romanens, un ski orienté vers le loisir et le jeu, loin des instrumentalisation d'inspirations militaires, qui se tournera ensuite volontiers vers la compétition.

Ce livre, comme tous ceux consacrés à une histoire du sport ou plutôt à une histoire par ou à travers le sport, montre l'intérêt d'une tel champ d'étude pour l'historien. Il permet en effet de découvrir des aspects de la vie sociale et quotidienne, politique et économique, qui apparaissent peu lors de l'étude de thèmes considérés comme plus classiques.

Alexandre Gilgen (Lausanne)